

# Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

**Arnold v. Tidebühl.**

---

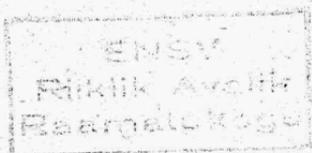
**44. Jahrgang. Heft 8 u. 9. September 1902.**

**54. Band.**

---

Abonnements werden entgegengenommen von der Expedition der Baltischen  
Monatschrift in Riga, gr. Jakobstr. 30.

**Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl. pränumerando.**



**Riga.**

**Verlag der Baltischen Monatschrift.**

**Große Jakobstraße Nr. 30.**

---

**Ausgegeben am 2. September 1902.**

# Englisches Magazin

Segründet  
1857.



Segründet  
1857.

## J. Redlich, Riga.

Schmiede- u. Schlosserei-Einrichtungen.  
Sämmtl. Handwerkzeuge für alle Gewerbe.  
Baubeschläge in großer Auswahl.  
Fabrik-Bedarfsartikel.

Fischerei- u. Gartenbau-Geräthe.  
Gartenmöbel u. Hängematten.  
Jagdzubehör u. Revolver.  
Steyrisches Sensenlager.

Ia. Englischer Gußstahl u. Instrumentenstahl, Messing-, Kupfer-  
und Neusilberblech.

Metall-Grabkränze.

### Küchen- und Wirthschafts-Einrichtungen.

Eiserne Betten, lackirt und vernickelt, für  
Erwachsene und Kinder.

Kindertwagen und Krankenfahrstühle.  
Matrassen.

Ventilations-Dauerbrandöfen.

Assortirtes Lager in Neuheiten für  
Haus und Küche.

Reinnickel-Kochgeschirr aus der Fabrik  
Arthur Krupp.

Petroleum-Heizöfen u. -Küchen.

Transportable schmiedeeiserne Sparkochherde  
mit 50% Brennmaterial-Ersparniß.

Spezial-Abtheilung für Musik-Instrumente  
und deren Zubehör.

Sämmtliche } Blech- und Holz-Blase-Instrumente,  
Streich- und Schlag-Instrumente.

Harmoniums, Harmonikas und alle mechanischen Instrumente.

Phonographen und Grammophone.

Eigene Werkstätte für alle Musik-Instrumente.

Prämiirt auf der Rigaer Jubiläumsausstellung 1901 mit der Silbernen  
Staatsmedaille.

Preiscourante gratis und franco.

# Das erste Jahrzehnt der ehemaligen Universität Dorpat.

Aus den Memoiren des Professors Johann Wilhelm Krause.  
(Schluß.)

Joh. Ludw. Mützel,  
Professor des Civ. Rechts d. d. 24. Febr. 1802.

Sein Vater war Prediger in Seßwegen in Livland Wendenschen Kreises. Er bereitete sich in Klosterbergen [bei Magdeburg] unter Abt Resewitz zur Akademie vor, studirte in Halle Rechtsgelahrtheit und trat frühe ins Geschäftsleben, 1798—99 bis 1801 als Sekretarius des rigischen Landgerichts. Eine Art asketische Säure schärfte sein sonst zart besponnenes Herz und Gemüt, er witterte überall Gaunerei der schlimmsten Art. Es wollte Manchem vorkommen, als wäre ein Torquemada oder . . . in ihm untergegangen. Er verheiratete sich früh mit der schönen Sybille Schmidt, einer Tochter des Neuhausenschen Predigers, Enkelin des quondam Ehren-Generalsuperintendenten Lenz in Riga, welcher früher Oberprediger in Dorpat gewesen war. Sein Sohn David folgte ihm in Dorpat als Oberpastor, ein zweiter Sohn war Sekretarius beim Hofgerichte, ein dritter Sohn Oberfiskal in Riga. Seine Töchter hatten Pastoren, Schmidt und Pegau in Kremon, zu Ehefreunden. Oberpastor David hatte den Dörptschen Obersekretär, den Ringenschen Pastor und den jüngsten der Söhne, Eduard, — etliche Töchter, von denen die eine 1812 in den stürmischen Tagen in Moskau verloren ging. Der gute, wahrhaft menschlich treu gefinnte David Lenz erlebte dieses Unglück nicht; sein Sohn Eduard wurde sein Nachfolger im Amte, 1820?, 25? wurde er Professor der Theologie.

Mützel kam also recht in die Mitte seiner Verwandten. Die schöne Sybille segnete ihn in beiderseitiger Lebensfülle mit

zwei Söhnen und vier Töchtern, unter denen Minna Fäsche—Neutlinger sich besonders auszeichnete. Er hatte etwas väterliches Vermögen; allein bei der sich mehrenden Familie und bei den steigenden Preisen der Lebenserfordernisse zu einem gewissen Anstande reichte es nicht zu, um sorgenfrei walten zu können. Seine erregbare Sinnesart und Sybillens Feueereifer erhielten den beglückenden Frieden nicht immer. . . .

Müthel gewährte gleich bei seinem Amtsantritte das Schwankende der Adelsuniversität, er sondirte, fand keine sichere Grundlage, und es erfolgte die oben [S. 242 ff.] angedeutete Regeneration der Universität. Hier bewährte sich Müthels Eifer, Einsicht, Thätigkeit. Parrot hätte nicht mit so glücklichem Erfolge für die Solidität der Universität zu wirken vermocht, wenn ihm nicht Müthel mit juridischen Formen bei der Fundationsakte und Präliminarstatuten zc. zu Hilfe gekommen wäre. Es lag zu Tage, im Olymp wußte man in allen Dingen Bescheid und Hilfe, wo Geld und Bajonette ausreichen, aber das Universitäten- und Schulenmachen, so daß sie ineinander griffen und gemeinschaftlich zu einem großen Zwecke dienten, war noch nicht vorgekommen. Man forderte und forderte Vorschläge, prüfte, bestritt, verwarf, forderte neue und statuirte etwa die Hälfte oder zwei Drittel. Der Mächtig-Gewährende behält immer Restriktionen, vor- und rückwärts wirkende Motive, so daß bei Allerhöchster Sanktion dennoch Einschieben, Ergänzen, Auslegung oder Andersstellen offen bleiben, wodurch die Grundbedingungen und deren Erfolge nimmer zur normalen Festigkeit gelangen können. Dadurch lernte eine Partei von der andern, und die Fundamentalien zu den übrigen Universitäten und Schulen des Reichs sind, mit lokalen Abänderungen, Kopien der Dorptischen aus Müthels Geist und Feder. Sie werden ihm ein stets ehrenvolles Denkmal bleiben, da sie nach vielem Künfteln und Drechseln in der Grundform dennoch manches echt Deutsche enthalten.

In seinen Vorlesungen war er nicht glücklich, obgleich die Zahl der Studirenden sich mehrte und das Kaiser-Gebot, bei Besetzung der Behörden auf die Zöglinge der Universität besondere Rücksicht zu nehmen, das Unterkommen der Juristen erleichterte. Freilich fehlte den Subjekten noch viel zur vollständigen Geschäftsführung; unterdessen vermochten die auch noch mangelhaft gebildeten Sekretäre und Assessoren bessere Dienste zu leisten, sich mit den

zum Zwecke leitenden Grundsätzen des Rechts, der Verfassung und Justizpflege leichter einzustudiren, als verabschiedete Offiziere oder verjunktete Landbesitzer. Die kaiserliche Zusage, die Universität auf Landbesitz zu fundiren, erforderte viel Kenntniß der Landesverfassung und ein eigenes Verwaltungsstatut. Sollte dieser Zuschnitt der Universität möglich werden, so mußten die benomirten Landgüter den Kameralhöfen entzogen werden. Man mußte messen, taxiren, um sichere Regeln zur Verpachtung und zur Verbesserung der Rente zu erhalten, um sie dem lauernden Eigennuge in den Sorgen zu entziehen; die Kommunservitute mit Privatgütern mußten gehoben, die mangelhaften Grenzen gesetzlich bestimmt werden. Alles dieses, mehr zergliedert, dergestalt von einem etwas erfahrenen Kollegen, von Juristen, Kameralisten und andern Erfahrneren geprüft und erwogen, machte Müttheln besorgt, die Universität mit unendlicher Arbeit zu überladen, in unübersehbare Weitläufigkeiten mit den Kameralhöfen und Privatbesitzern zu verwickeln, die den Kronsetat der Ostseeprovinzen fast total reformiren mußten.

Der Adel murrte über die kaiserl. Verheißung von 400 Haken in Landgütern: „womit soll der Monarch unsere treuen Dienste in Arrenden belohnen, wenn alle Kronsgüter von den Schluckern verschluckt werden?“ Der Knaul war zu verwirrt, Behörden und Adel fühlten sich ungeneigt, denselben auf die leichteste, gerechteste und billigste Art zu entwickeln. Hierzu gehörte Zeit, Geld, Autorität, viele Einsicht und großes Vertrauen in den Dirigirenden. Wer von der Universität hatte die Einsicht? Wer bei so viel andern dringenden Geschäften die Zeit? Und gleichwohl mußten Universitätsleute dabei sein, um den Zusammenhang der Geschäfte kennen zu lernen und mit Verstand das Beste der Universität ganz parteilos beachten zu können. Manche träumten schon von guten Gelegenheiten zc. Wer von den Professoren sollte das Oekonomische, wer das Juridische, wer das Merkantilische betreiben. Jedes dieser Fächer erfordert einen ganzen Mann und seine ganze Zeit an der Spitze und eine wohlgeordnete Kanzlei. Ohne diese Anordnung mußte die kaiserl. Huld zum Verderben der Universität reichen.

Mütthel verstand diese Winke besser, als irgend Jemand, er ahnte die verderbliche Verkettung so vieler Schwierigkeiten, stimmte für das Aufgeben der verheißnen ökonomischen Verhältnisse, und

Alle stimmten ihm bei, und zwar um so lieber, als die ersten Verwaltungsversuche einiger weniger Haken — Buttigfer, Anrepshof, Widenhof\*) — große Mühseligkeiten hervorbrachten, die erforderlichen Summen nicht lieferten und die Notwendigkeit erzeugten, jedes Mal um die Ergänzung der Etatsummen durch den Herrn Kurator und Minister vom Monarchen zu erbitten. Lieber Alles von der landesväterlichen Huld und Gnade zu erwarten, aus der Staatskasse zu beziehen, Zeit und Kraft auf den Zweck der Universität, als auf neue Verwaltungszweige, denen man keineswegs gewachsen war, zu verwenden? Also dictum — factum. Baare Etatsummen und verliehene Landgüter ruhen beide gleich sicher in der Gnadentasche des Monarchen. Lieber also das Kürzere, als das auf sehr schwankenden Füßen stehende, von Zeit und Handelskonjunkturen abhängende Längere und sicher nicht Fettere! Die damals obwaltenden Kriegesumstände in Finnland 1809—10, bei Pultusk, Eylau zc., 1811 zc. und der drohende Einfall der Franzosen in Kurland, Livland, Litauen zc. gestatteten keine weiteren Versuche. Man setzte von oben her den Etat fest, zahlte ein Tertial voraus und der allerdings wichtige, tief in die Verfassung dieser Provinzen eingreifende Plan hob sich auf.

Müthel verlor seine Frau an den Folgen des Kindbettes. Er folgte ihr bald genug den 25. Mai 1812, von allen Redlichen betrauert.

\* \* \*

Dr. Daniel Balk,

Professor der Pathologie, den 24. Febr. 1802.

Er stammte aus Preußen, vielleicht ein Nebenproffe aus dem herrmeisterlichen Stamme des heldenmütigen Herm. Balk, der aber 1238 Altersschwäche wegen abbanken mußte. Von unseres Professors Ausbildungsgeschichte ist nichts Zusammenhängendes bekannt worden. In Königsberg hatte er studirt, geliebt, geheiratet. Trat in Kurland als glücklicher Arzt auf, schriftstellerte in seinem Fache mit Beifall der sogenannten Kenner, wurde Kreisarzt in Jakobstadt und wurde von daher nach Dorpat berufen. Balk nahm an allen Ereignissen der Universität Anteil. Weltkenntniß,

---

\*) Buttigfer im Dörptschen Kreise; Anrepshoff im Dörptschen Kirchspiel; Widenhoff im Fellinschen Kreise.

Scharfsinn, Witz und Leichtigkeit im Arbeiten machten ihn schätzbar, welches Alles durch freundliches, zuvorkommendes Wesen, Dienstfertigkeit ohne Eigennutz und herzliches Mittheilen unterstützt wurde. Unterdessen wollten die Rigoristen in der Folge eine gewisse Lockerheit in seinen Grundsätzen der Moral bemerken, e. g. gut Essen, Trinken, Spiel, witzig in die Pfanne hauen, unbedachtsame Mittheilungen im frohen Sinne, nebst Augen- und Fleischelust, auch wohl bisweilen über oder unter der Wahrheitslinie seine Ansichten und Meinungen wohlberedt und mit Wahrscheinlichkeit vortragen, um die Lacher auf seiner Seite zu haben.

1804 wählte man ihn zum Rector magnificus, und er regierte das Schifflin ganz in dem republikanischen Sinne der Statuten, d. h. in vollstimmigem Beirath aller Mitglieder des Konseils, nach Parrots politischen Winken und nach Müthels juridischen Ansichten. Unterdessen hatte sich die medizinische Fakultät durch Frenflamm und Raugmann, durch mehrere Philosophen, als Germann, Morgenstern, Gaspari, Glinka, Rambach, Scheerer zc. verstärkt. Die Ansichten erweiterten sich, aber auch oft leidenschaftlicher Widerspruch, besonders über die Verwaltung der klinischen Etatssummen. Es herrschten überhaupt viele Vorurtheile gegen Frenflamms Anatomikum, Balls Verpflegungsanstalt mit schmucken Aufwärterinnen, gegen Deutschens Hebammenunterricht, welche alle in Bürgerhäusern so lange unterhalten werden mußten (1805 bis 1807), bis die im Bau stehenden Gelegenheiten [bezogen] werden konnten. Die Erlanger (Frenflamm und Raugmann) betrogen sich überhaupt anmaßend, hielten sich allein für Berufene, die übrigen für Zugelaufene, nahmen keine Rücksicht auf das Mögliche des Geleisteten, tadelten geringschätzig das mit solcher Anstrengung zu Stande Gebrachte, ohne eine der mißlichen Lagen anzuerkennen, die mit Angst und Sorgen durchwaded worden war, und äußerten nicht selten, sie würden ganz andre Erfolge bewirkt haben zc. zc. Sie gaben bald Beweise, unter manchen andern nur den: den Plan zum Ausbau einer Kaserne [jetzt Klinik] zu prüfen und genauer zu bestimmen, der zwei Jahre lang liegen blieb, und nun erst, als sie es bezogen, mit allerlei Mäkeleien und Forderungen hervortraten. Aus dieser Quelle floß viel Ungemach für Alle! Ball behielt die Direktion über das Ganze. Es ist nicht zu leugnen, daß Liberalismus vorwaltete, und als das Konseil andere Direk-

toren der Dekonomie einführte, herrschte jede Sektion in sich desto freier. Es würde einen guten Band füllen, wenn alle Vorfälle der Direktoren, Assistenten, Studiosen, Wärterinnen zc. erzählt werden sollten.

Balk trank und spielte nun fleißiger, verlebte die meiste Zeit auf der Muffe; seine Kenntnisse, sein Witiz überbot Alle, bis Ehren-Gustel Petersen ihn persiflirte und [ihm] ein Paar Ohrfeigen von einem durchreisenden Offizier verschaffte [vgl. S. 371]. Von da an minderte sein Kredit sich merklich. Ein Stadtarzt, Dr. Wilmer, behandelte ihn verächtlich. Unterdessen hielten ihn sein guter Vortrag, seine glücklichen Kuren noch im geltenden Ansehen. Er hatte eine gute Badeanstalt angeordnet, deren er sich selbst oft bediente. Eine . . . Kranke blieb in seiner Anstalt auch nach vollendeter Kur . . . genug — der klinische Dekonomie-Direktor Styr zeigte den casum in terminis an.

Der neue Kurator, Graf Sieven, war eben angelangt, alle Mitglieder [des Konseils] waren zu einer Session zusammenberufen worden. Balk erschien denn auch, wurde aber auf der Stelle abgewiesen, mußte sich um den Abschied melden, verlor mit demselben für sich und seine Kinder die in der Fundationsakte zugesicherten Vorteile (1817).

Nun verkaufte er sein noch stark verschuldetes Haus, mietete seine Freundin in der Stadt drittem Teile ein, besuchte sie oft . . ., zog endlich mit ihr nach Rußland, vergaß Frau und Kinder fast gänzlich, schickte von seinem glücklichen Erwerbe denselben sehr wenig und starb 1826, man weiß nicht wie, nahe an den 60er Jahren.

Seine älteste Tochter Agnese wurde an einen Dr. G . . . . verheiratet, dem Anscheine nach glücklich, hatte Söhne und Töchter; ein rüstigerer Arzt S . . . ., von mittelmäßigem Rufe, gefiel ihr besser, sie trennte sich von jenem, folgte diesem, der sie in der Folge nicht auf Rosen bettete. Die zweite Tochter war mit dem Dr. Rinne in Weissenstein glücklicher, ihre Ehe gesegneteter, Trost und Stütze der armen verlassnen Mutter, welche zwar vom Herrn Kurator eine Unterstützung, jährlich 600 Rbl., und von sämtlichen Professoren auch Beiträge erhielt, aber dennoch mit einer Tochter und zwei Söhnen sich kümmerlich genug erhalten konnte. Die dritte Tochter Minna, des Vaters Ebenbild an Gesicht und schönem

Körperwuchse, war ein sehr edles Wesen. Ihr rastloser Fleiß, mit Aufopferung mancher nächtlichen Ruhe, linderte manchen Schmerz der tief bekümmerten Mutter. Allein sie starb in der schönsten Blüte ihrer Tage den 16. März 1823. Der älteste Sohn Alexander, dem Vater an Gesicht und Talent, dem kleinen unansehnlichen Körper nach der Mutter ähnlich, studirte Medizin. Man rühmte als Kronstudent seinen Fleiß nicht besonders. Unterdessen erhielt er 1826 eine Anstellung in Kronstadt bei der kaiserlichen Flotte, welche 1827 nach dem Mittelmeere segelte. Wie lichtvoll öffnen sich die Aussichten nach einer so düster verlebten Jugendzeit! Der jüngste Sohn Julius ward 1807 erst in Dorpat geboren, verrät viel Talent, aber geringen zweckmäßigen Fleiß. Er denkt bei der Wasserkommunikation sein Glück zu machen, übt aber das Zeichnen nicht sonderlich. Nun — der Himmel verleihe, daß ihm begegne sein Glück.

\* \* \*

Dr. Albert Ger mann 1802—1809 d. d. 24. Febr. 1802.  
Prof. Ord. der Botanik.

Sohn eines Schullehrers an der Domschule in Riga, studirte in Jena Medizin, kehrte 1796 zurück, wurde Gebietsarzt in Bauenhof bei dem Geheimen Rat und Ambassadeur Sievers, kurirte und heiratete das Frä. von Günzel, deren Vater, ein Pastorensohn, nun Generallieutenant, Ritter, Gouverneur in Wiburg und als solcher Schwiegersohn des Geheimen Rats und Ambassadeurs von Sievers geworden war. Gleich nach erfolgter Votation nach Dorpat heiratete Ger mann, zog nach Dorpat und professorirte. Die Univerſität mietete ad interim den Piſtohlſorschen Garten und Wohnhaus vor der Rigaiſchen Ragatka mit einem kleinen Treibhauſe, wo er ſein Pflanzenweſen treiben ſollte. Das Mieten verwandelte ſich in einen Kauf für 15,000 Rbl. Wfo. Ger mann veranlaßte den Ankauf eines großen Stückes vom Tschelferschen Felde wegen eines kleinen Teichs für 2500 Rbl., behalf ſich mit eingewanderten Gärtnern. Umzäunungen, Reformen des Areals beliefen ſich allendlich auf 25,000 Rbl. Er berief Herrn Weinmann aus Würzburg oder Wien als tüchtigen botaniſchen Gärtner, er kam mit ſeiner Schwiegermutter in futuro, wirtſchaftete mit Verſtand und raſtloſem Eifer. Ger mann und Weinmann lebten nicht einmütiglich mit einander.

Das Konseil beschloß (1804), die neuen und größern Treib- und Gewächshäuser in der Nähe des Teiches aufzuführen. Man legte die Fundamente, kaufte noch einen Teil eines benachbarten Gartens zur besseren Rundung. Germann fand den Garten des Herrn von R . . . , quondam rev. patronus des bekannten Gustel Petersen, des Waffers, der größeren Verschiedenheit des Bodens zc. wegen schicklicher. R . . . , damals in Petersburg bei der Gesetzkommission, forderte 12,000 Rbl.; das Konseil unterlegte, der Monarch ließ unterhandeln, R . . . schenkte den Garten mit allen Appertinentien ohne Reserve, mit allen unbedingten Grenzen und Querelsachen, wie er denselben bis dato besessen hatte. Der Monarch verehrte der dickbelobten Gemahlin des Herrn von R . . . einen Schmuck = 12,000 Rbl. — und donirte den Garten zum botanischen Bedarfe. Nun mußten alle Bauvorräte dahin geschafft, das Angefangene ausgerissen und neue Anordnungen getroffen werden. Sumpfland und Schutt waren die wesentlichen Bestandteile, eine demolirte Bastion und ein versumpfter, schlammreicher Festungsgraben nebst junger, wilder Flora gaben die Hauptpartien. Der stattliche Pferdestall und Remise nebst einem Holzhofe und einer Futterscheune zunächst einem alten verfallnen Stärklis-Fabrikhause umfaßte alles bauliche Wesen. Ein estnischer Bauer hatte die wenigen Kohlbeete und ärmlichen Obstbäume in Pacht. Man baute und räumte. Weinmann leistete Wunder. 1807 konnten die Gewächshäuser bezogen werden. Der Gärtner wohnte etwas anständiger und die Vorlesungen hatten einen kleinen Saal zwischen den Behausungen der Pflanzen. Germann legte sich einen Inspektor des Naturalienkabinetts in der Person seines akademischen Freundes Herrn Ulprecht zu — ein guter Zeichner, Mineralog und redlicher, anspruchsloser Junggefell. Das Publikum besuchte alle diese Anstalten mehr aus Neugierde als Unterrichtsbedürfniß. Die Roheit verriet sich in der Schonungslosigkeit der so mühsam zusammengebrachten Naturschätze. 1809 konnte denn auch das mineralogische und zoologische Kabinet im eben vollendeten Hauptgebäude [der Universität] aufgestellt werden, wo denn Ulprecht sein theatrum activitatis aufschlug.

Germann hatte keine Kinder, kränkelte und entschlief 1809 den 16. November. Sein Leichnam begrüßte zuerst den akademischen Hörsaal, von woher die Studirenden ihn feierlich zum

Friedhöfe brachten. — Schlummre sanft, frühe hingefäetes  
Gebein!

\* \* \*

Dr. Karl Morgenstern,  
Prof. der klass. Litteratur d. d. 6. Juni 1802.

Er stammt aus Magdeburg. Sein Vater war beliebter Arzt und die Mutter sehr sanft, fromm, gebildet. Sie besaß außer anderweitigem Vermögen beträchtlichen Anteil an der Salzfiederei-Pfännerschaft in Halle an der Saale. Als Lieblingssohn, zart, wohlgebildet, genoß er einer guten Erziehung sowohl in der frühesten Jugend wie als Jüngling unter dem als Pädagog berühmten Funke; studirte in Halle, besuchte Göttingen, Leipzig, wurde Magister legens in Halle, zeichnete sich frühe als guter lateinischer Schriftsteller aus. Seine platonische Republik, welche 1794 in Halle herauskam, machte ihn weit und breit unter den Gelehrten bekannt und geschätzt. Der allgemein hochgeachtete Philolog [Fr. Aug.] Wolf war sein Lehrer gewesen. 179? erhielt er einen Ruf als Direktor Gymnasii in Danzig. So günstig übrigens die Lage in der noch reichen Handelsstadt sein mochte, so wenig konnte ihn der verwöhnte Ton der Jünglinge aus den obern Klassen und der geringe Eifer derselben für angestrengetes Studium ganz befriedigen. Man ließ ihn ungern dem Rufe nach Dorpat folgen. Anfangs schien es ihm auch hier nicht zu gefallen, es befand sich noch Alles zu chaotisch, zu roh. Unterdessen fesselte ihn die ziemlich sichere Aussicht, eine ansehnliche Bibliothek anschaffen und ordnen zu können, mehr und mehr. Arbeit gab es genug und er arbeitete gern, besonders in einem Fache, wo ihm gelehrte Rechthaberei und Parteilichkeit nicht leicht Hindernisse in den Weg legte. Das Lokal der Bibliothek im edelsinnig überlassnen unentgeltlichen Hause des Statrats von Bock wurde zu enge; vergebens suchte man nach geräumigern und trocknen Räumen, den stets sich mehrenden Reichtum an schätzbaren Werken zum bequemern Gebrauche aufstellen zu können. Nach der glücklichen Katastrophe der Regeneration der Universität schien ihm die Domruine am schicklichsten zu sein, am schnellsten, sichersten und anständigsten das Unterkommen der Bibliothek bewerkstelligen zu können. Der Monarch hatte ohnehin Eile beim Bauwesen empfohlen. Die darüber entworfene Anord-

nung des Chors von 60 Fuß Höhe und drei über einander liegenden Sälen fand Beifall; sie mußten auch im Winter bewohnbar, folglich zum Heizen eingerichtet werden. Im Herbst 1805 konnte man schon den mittelften Saal beziehen, just in dem Momente, als der Termin der freien Vergünstigung des bisherigen Lokals zu Ende ging. 1807 vollendete sich das Ganze als eigentlicher Raum für die Bücher; es fehlten aber noch Wohnungen für die Offizianten und andere notwendige Erfordernisse, die bei dem größern Reste der Ruine, dereinst zur Universitätskirche ausgebaut, schickliche Stellen finden konnten. Man mußte sich also behelfen und hoffen (hofft 1827 noch). Außer dieser Besorgung und Mehrung der Bibliothek folgte er auch seiner Liebhaberei für Aesthetik. Bei kleinem Fonds sammelte er Gemälde, Kupfer, Handzeichnungen, Münzen, Büsten als Fundament zu einem Museum. Es soll sich manch Gutes in den verfloßnen 25 Jahren zusammengefunden haben zum Behufe der Vorlesungen über die bildenden Künste.

Nach etlichen Jahren wandelte ihn die Reiselust an, theils um nach dem väterlichen Erbe zu sehen, welches — mit einem Bruder theilend — seit 1806 durch die französische Invasion schwankend zu stehen schien, theils auch die alten litterarischen Fäden fortzuspinnen und mit denselben zugleich für die Mehrung der Bibliothek zu sorgen. Der russische Monarch und Bonaparte nebst den meisten Großen Europas kamen in Erfurt zusammen. Weimar, Leipzig, Helvetien, Mailand, Rom, Neapel, Paris, Straßburg, Frankfurt, Göttingen zc. konnte er nur im Fluge besuchen. Die große Zeit Europas waltete fast krampfhaft in allen Verhältnissen. Nach seiner Zurückkunft im Februar 1810 legte er dem Publikum Rechenschaft ab 1811, 1812, 1813. Die liebreiche, dankbare Mitwelt hielt sie für allzu breit und meistens nur zusammengeschrieben; doch fanden sich Mehrere, welchen diese Zusammenstellung der interessantesten Gegenstände, Zeitumstände und Ereignisse, von einem kenntnißreichen Manne gesehen und im wohlwollendsten Herzen beleuchtet, sehr angenehm lehrreich waren. An diese Mitteilungen schlossen sich in den folgenden Jahren die „Dorptischen Beiträge“ an. Man nahm sie mit Erwartung, nachher aber mit mäßigem Beifalle auf. Der Verfasser litt Schaden bei dem Selbstverlage, sie hörten 1816 denn auch auf.

Bis hierher füllten die Musen und litterarischen Sorgen und kleine Reisen nach Petersburg, Reval u. alle seine Zeit. Jetzt — 1817 — regte sich denn der Ehestandstrieb stärker. Schon weit über die 40 hinaus, schien es ihm nun auch hohe Zeit zu sein. Umsichtig von Natur, suchte seine Seele im Stillen vielleicht schon seit langer Zeit. In Reval schlug seine Stunde. Eine schlanke, blühende Hebegehalt besiegte seine Kritik in der holden Minna von Lesedown aus dem Wesenbergischen, deren Vater, aus Schottland stammend, ein tüchtiger Landwirt, die treffliche Mutter, geb. von Kiel, die Seele der zahlreichen, in sich sehr glücklichen Familie war. . . . .

Sein Schalten und Walten in der Bibliothek und im Museum ging den eingeleiteten Weg. Doch fanden sich in den letzten Jahren junge, starke Lichter, aus dem benachbarten Deutschlande herbeigerufen, die seine Anordnungen tadelten, mit Tiefforschungen und fettem marschländischen Witz seine klassische Berühmtheit etwas zu mildern suchten. Er blieb, der er gewesen, in seinen gelehrten Programmen, Festreden, Abhandlungen und übrigen Amtsverrichtungen. Am 6. Junius 1827 war seine Dienstzeit von 25 Jahren, um sich emeritiren zu lassen, verflossen. Er blieb, entschloß sich aber eine Reise ins Ausland zu machen, den Zweck der Bibliothek zu fördern, seine Familienangelegenheiten allendlich zu beseitigen und seiner holden Minna eine mit Mühen zu erkaufende Freude zu verschaffen. Am 7. Juli a. Styls gingen sie von Riga aus unter Segel, vorerst nach Lübeck. Gott geleite sie! . . .

\* \* \*

Dr. Karl Friedr. Meyer,  
Prof. des röm. Rechts — d. d. 6. Juni 1802.

Er stammte aus dem Hannövrisehen und, wie man sich zuflüsterte, als Pseudonym aus einer alten Adelsfamilie. Sei wie es sei. Er kam als Göttingenscher Bögling ins Land, trat als Hauslehrer in eine Familie . . .\*) allhier in Dorpat, akkreditirte sich als praktisirender Advokat, warb um die schöne 14jährige Tochter des damaligen Bürgermeisters Wilde, thätigen Kauf- und Handelsherrn in Dorpat, welches ihm den Weg zum Stadtsyndikate, zum Erwerbe des stattlichen, aber kleinen Wohnhauses seines ehe-

\*) Lücke im Text.

maligen Brodherrn und endlich zur Heirat mit dem lieblichen Gegenstande seiner zärtlichen Wünsche verhalf. Nur etliche Jahre verblieb er in dieser Lage. Er trat, wie oben erwähnt, 1802 als Professor zur Universität, las mit Beifall, war Mütthels geheimer Gegner. Sein sichtlich offenes, freundliches Wesen ohne Mißtrauen und Zweifel, seine früheren Bekanntschaften mit dem Adel und allen Honoratioren der Stadt verschafften ihm das Uebergewicht gegen den juridischen Kollegen. Eine lichtvolle, bequeme Philosophie machte ihm das Leben und die geselligen Freuden peractis officiis angenehm, während jener daheim grübelte und grämelte. Unter dessen wollen doch auch Andre eine Art Sinkens bei der großen Reform in utramque partem: Universität — Adel, Magistrat bemerkt haben. Er war keinem der wesentlichen Punkte der Universität entgegen, soviel ist gewiß, und man darf nicht zweifeln, daß manche seiner Ansichten, besonders in Beziehung auf Stadt und Magistrat, glücklichere Verhältnisse erzeugt haben würden, wenn man sie befolgt hätte. Allein er wurde überstimmt, war allzu fein und Welt- und Menschenkenner, um es sich nicht hinter's Ohr zu schreiben und dem Mannsinne zu empfehlen. Pünktlich und genau in allen Geschäften, wählte man ihn zwei Mal zum Rector magnificus, und das gerichtliche Formenwesen bildete sich unter ihm besser aus.

Das ephesinische Kirchenwesen, von dem er Mitglied war, schien ihm mehr und mehr gleichgültiger zu werden. Der dicke Petersen mit seiner heitren Laune und treffendem Wize, dickbelobter Gustel [Petersen], bisweilen auch Böschmann, blieben stets die beliebtesten seines Kreises, der sich im quondam Richterschen Caffé (jetzt Stadt London) täglich nach den Arbeitsstunden zu sammeln pflegte. Mit den Kollegen Mütthel, Kleinberg, Köchy, Rosenmüller, wie später mit Lampe mochte die Seelenharmonie nicht allzu rein sich stimmen.

Dieses scheinbar glückliche Leben litt etwa gegen 1810 eine totale Reform. Allgemein bekannte Ursachen gab die öffentliche Sage an: . . . allzu spätes Nachhausekommen aus den Abendgesellschaften, Klagen der holden Gattin über Langeweile, Kälte, Levitenlesen u. . . . Sie trennten sich endlich, wie sie es verlangte. . . . Er verkaufte bald darauf sein Haus, verschaffte sich ein wohlfeileres. Das Lebensglück war zerrissen. Karl Petersens



Chaos nahm, so achtete man auch weiter nicht auf seine galllichten Ergüsse. Noch jung, rüstig, seinem Fache gewachsen, fertig latein sprechend, hätte er viel leisten können; aber der deutsche Leisten saß zu fest, es mangelte ihm an Gewandtheit und Weltkenntniß. Eine hohe Meinung von sich, eine schlechte von allem russischen Wesen und nun diese scheinbare Zurücksetzung seiner Verdienste erbitterten die ohnehin zerknickte Seelenstärke.

Isenflamm nämlich hatte einen allerliebsten Sohn, 6—7jährig, und keine Frau; sie sei todt, hieß es. Kauzmann zuckte die Achseln, machte das Maul breit und gab zu verstehen: die schöne junge Frau, von Heinrichs Eifersucht gequält, habe sich im Wahnsinne vergiftet. Dies allein habe ihn bewogen, dem Rufe nach Dorpat zu folgen; und da nun hier Alles erst geschaffen werden müsse, Lebensart, Sitte, Nahrungsmittel und deren Zubereitung aber nicht nach Erlangenscher Manier zu erzwingen sei, so übermanne dies Alles den sonst trefflichen Geist; wäre er mit in Birmasens bei dem großen Feldlazarethe des Herzogs von Braunschweig während dem unglücklichen Feldzuge in der Champagne [1792] gewesen, so würde er empfänglicher für alle hier vorerst obschwebenden humanen Ideen sein.

1805 wurde das Anatomikum fertig und bezogen. Der Herr Kurator, General Klinger, fand es hell, freundlich und so ausgeputzt, daß die vornehmste Gesellschaft mit Vergnügen den Thee im kleinen runden Saale einnehmen würde. Isenflamm war anderer Meinung: „ischt nischt“, dunkel, unbequem, entfernt, ermüdend und haltsbrechend, dahin zu gelangen. Es klang: jämmerliche Dummheit, ihm zum Poffen sei Alles so verkehrt gemacht. Der Architekt, Professor Krause, erfuhr das von seinen Bauleuten, und Isenflamm dann auch auf dem nämlichen Wege, daß jener ihm die Erlanger Jacke ausklopfen wolle, wenn solche liebreiche Aeußerungen wieder verlautbaren sollten. Vortreffliche wechselseitige Humanität — auf den Knöpfen der Uniform! Der Untersatz des runden Saales [im Anatomikum] enthielt außer zwei Präparationszimmern eine Küche, eine Mazerationskammer, im Mittelpunkte eine mechanische Vorrichtung, mit welcher die Leichname hinauf in den Saal auf den Vorschneidetisch, in Form eines Altars, gelangen und nach den Demonstrationen sogleich wieder hinabgelassen werden konnten, um alles Widerliche und Ekelhafte

zu entfernen und Reinlichkeit und gesunde Luft zu erhalten. Die Decke des Saales war en Camayeu gemalt, Apollos Antlitz sah aus einer Glorie mit Beifall auf die für Menschenwohl bezweckenden Arbeiten, aus dem Tode fürs Leben zu lernen. Eisenflamms Geschmack trieb diesem schön gezeichneten Kopfe eine starke eiserne Krampe ins Zentrum, um einen Kronleuchter daran zu hängen. Recht geschmackvoll und der vorgefaßten Meinung konsequent: „ischte nisch, hat all kai Liecht!“ Etliche Monate später mußten Gardinen vor acht große Fenster angeschafft werden: „ischte nisch, es blendet allwege!“ Wunderlich! Ein Jahr später schienen ihm die sanft ansteigenden Rampen als Zugänge zum runden Saale allzu beschwerlich und halbsbrechend. Er verlangte vom Unterfage aus eine Treppe. Eine schwere Aufgabe, zerstörend für das Aeußere wie für die Konstruktion des Mauerwerks der Rotonde. Der Architekt ließ ihm eine tüchtige hölzerne Treppe anfertigen, stellte sie hin, wagte es aber nicht, das obere Nordfenster in eine Thüre zu verwandeln. Neue Quelle der Spannung! Die Treppe verschwand. Mit eben der bittern Empfindung verlangten die Herrn Erlanger eine Knochenbleiche; sie sollten ihren Bedarf und Einrichtung angeben. „Nischte!“ Das Konseil gab Ordre zu Plan und Anschlag, sie billigten beide nebst dem Orte, wie die Nähe und das Lokal es verstatteten. Man that das Mögliche, um Sicherheit und freies Licht zum Bleichen zu erhalten und die üblen Gerüche von den Lustwandelnden zu entfernen. Es war und blieb „Alles nischte!“

1810 mit Eintritt der Sommerferien nahm unser langer Heinrich Urlaub, in seine Heimat zu reisen. Bald genug langte sein Besuch um Abschied in Dorpat an, den er am 30. November 1810 auch erhielt. Die Sage stellt ihn als Gerichtsarzt in seiner Vaterstadt an. Möge er den Frieden finden, den seine Seele sucht. In Dorpat hat er wenige Materialien zum Tempel der Ruhe gesammelt. Sein Name ist schon bei den Zeitgenossen fast verschollen. Auch die Litteraturposaunen aller Art nennen ihn nicht.

\* \* \*

Dr. Michel Ehrenreich Raugmann,  
Professor der Chirurgie — d. d. 20. Sept. 1804 . . .

Muß als Kumpan und fidus Achatos hier folgen\*).

Wie erwähnt, stammt unser Michel aus Schwobach [Schwabach]. Ein Barbier in modum Seville von Profession und Habitus, doch von besserer Ausbildung nach seinen Feldzügen unter dem Herzoge von Braunschweig 1794—95. Seine glänzendste Periode scheint er in den Gegenden von Birmasens verlebt und Verlangen nach gründlicheren Ansichten erworben zu haben. Seine Seele war voll des Lobes dieser Zeit und der reichsten Ernte an Erfahrungen. Hsenflamm brachte ihn als Prosektor mit, als Extraordinarius hatte er nur eine untergeordnete Rolle. Da aber der militärische Extraordinarius, Baron von Elsner, auf Verdienstrechnung des Professors Krause als Adjunkt des Baufwesens zum Ordinarius avancirte, so versuchte Hsenflamm das Nämliche mit unserm Raugmann. Er bekam also nach einem Jahre Prosektorat als Ordinarius Sitz und Stimme im Konseil, und der Leipziger Dr. Sichorius trat als Leichenschneidermeister in Amt und Pflicht. Dessen 10jährige Prüfungs- und Leidensgeschichte unten als Nachtrag\*\*).

Wie oben S. 85 erwähnt, fingen die klinischen Geschichten an. Es wäre interessant, den Kampf der Vorurteile, der vorgefaßten, angebildeten Ideen mit der Firma „Liebe zur leidenden Menschheit“ zu erzählen, wer es vermöchte. Raugmann arbeitete wirklich mit Leib und Seele, verständig, regsam und ohne Eigennuz und ohne Rücksicht auf Ruhe und Bequemlichkeit, wie Ehren-lange-Heinrich [Hsenflamm] es pflegte, oder Meister Daniel [Balk]. Tausende von Freien und Unfreien der ärmsten Notleidenden fanden in ihm Rat, Trost und möglichste Hilfe bis auf den leeren Magen. Dies wird ihm sein Engel sicher ins Himmelsbuch eingetragen oder zu Gute geschrieben haben. Erbarmen und thätiger Beistand, ohne Ansehen der Person, war seine Prachtseite. Aber seine Bartengel-Berebbarkeit, mit Fisch- oder Kräuterweiber-Phrasen aufgestuzt, überschwemmte den Geduldigsten. Späterhin fand sich auch Liebe zum Weine ein, die ihn in den Sessionen des Konseils,

\*) D. h. als Hsenflamms getreuer Kumpan und fidus Achatos wird er hier schon angeführt. der Reitsalge nach müßte er später aufgezählt werden.

\*\*) Fehlt.

gewöhnlich von 6—9, unermesslich weise und aristarchisch [kritisch] machte, besonders wenn Gegenstände der Beratung von irgend einem Ephesiner ausgingen oder unterstützt wurden. — Unselige Kirchenidee!

Raum war er zum Ordinarius herangezogen, als ihn auch schon die Liebe segnete. Seine Teilnahme gewann ihm die Herzen der Patientinnen. Ein schönes und ziemlich wohlhabendes Fräulein kam in den Fall, durch seinen Beistand einer gefährlichen Entzündung zu entgehen. Sie schenkte ihm Herz und Hand 1806. Sein Glück dauerte aber nur bis 1811, er verlor sie und behielt nur drei kleine Töchterchen zum Andenken von ihr. Ein Jahr später verheiratete er sich mit einem Fräulein von Tunzelmann. Verdrießlich, daß man seinem Werte nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließe, nahm er 1814 seinen Abschied, zog nach Reval, glaubte viel zu berudern. Es schlug fehl; sonst glücklich in Augenfiguren, wollte ihm keine mehr gelingen. Es gab mehrere Aerzte in Reval, die den Glauben ihrer Kunden zu bewahren wußten, und die Armenpraxis bringt weder Geld noch Ruhm. Meistens lieben sich die Doktissimi wie Töpfer und Fischweiber auf dem Kohlmarke, nur geben sie es lateinisch oder griechisch in Form von Rezepten. Petit Bourgogne, Medoc, Chateau Margot sind rot, färben Alles rot und das Aschgrau des Lebens wandelt sich ins Gewand der Morgenröthe mit feierlich einhüllendem Hegerauch. Also — marsch! — nach Riga! Aber auch hier ging es nicht besser. Bei größerer Menschenzahl, bei mehr Noblesse und Staatsbeamten, bei mehr Geld, Gut, Mut, Krankheitsformen — hauseten auch [hier] eine Uebersahl an Aerzten, Halbärzten, Provisoren und Quackfalbern mit und ohne Hosen, die sich schon Vertrauen erworben hatten. Raugmanns Glückstern war untergegangen, seine Seele war nicht stark genug im Leiden, Dulden, Hoffen. Der Körper sank schnell in den Staub 1817. — Friede dem schlummernden Gebein!

\* \* \*

Joh. Wilh. Krause,

Prof. Ord. der Oekonomie, Technologie und Architektur

d. d. 20. März 1803.

Dieser Ehrenmann war eigentlich kein Gelehrter, sondern ein vom Schicksal durchgewalkter Weltzögling. 1757—74. Arm von

Hause aus, im siebenjährigen Kriege, in der Hungersnot 1771 aufgewachsen, wagte er sich schon im 16. Jahre [1773] in die weite Welt aus den schlesischen Gebirgstälern oberhalb Schweidnitz nach Dresden, verweilte halb wunderbar als irrender Jüngling 3½ Jahre in Zittau durch einen eben nicht reichen aber edelgesinnten Töpfermeister Reichel und verunglückten Architekten Esche, besuchte das dortige Gymnasium, sah den Krieg 1778 in Böhmen\*) näher, studirte in Leipzig Theologie. Totale Armut und Widerwillen gegen den Broderwerb im Privatstunden-Geben und aufgereizt von fast unbezwingbarer Reiselust, trieben ihn nach Zerbst, um als Soldat im englischen Solde und gut gepflegt die Welt etwas zu sehen. Das Garnisonleben in Jever sagte ihm insofern zu, als er guten Unterricht in den Kriegswissenschaften theoretisch und praktisch erwerben konnte. Seereisen — Newyork—Amsterdam, Libau—Riga—Petersburg, — 13 Jahre langes Hofmeisterleben (1784—97) in Livland in drei Familien — Delwig, Kahlen, Mellin, — eine Reise in die Schweiz entsprachen seiner Liebe zur Freiheit, lieferten viele Gegenstände der Praktik des bereits Erlernten und der Belehrung. Das blinde Glück bescheerte ihm eine treffliche Gattin mit etwas Vermögen. Er wurde 7 Jahre lang Landwirt [bis 1803]. Seiner Frau Schwestermann, Parrot, riet zu einer Anstellung bei der neuen Universität; der Wildling hatte keine Lust im Vollgeföhle der Idee, was ein Professor sein und wirken soll.

Eine Besuchsreise nach Dorpat gab Veranlassung, auf Verlangen des vorbemeldeten Herrn Orbinarius [Parrot] seine Meinung über das vom Monarchen als eiligst zu vollziehende [verordnete] Baugesen in einem flüchtigen Entwurfe vorzulegen. Er fand Beifall, man forderte bestimmtere Pläne, Krause arbeitete sie in Ripsal [jetzt Weigut von Schloß Kremon], als auf seinem Landfize, aus, aber, unbekannt mit den Preisen der Materialien und des Arbeitslohnes, konnte er keinen Bauanschlag geben. Man schickte 1803 im April diese Croquis nach Petersburg. Der Monarch bewilligte Alles, wies 200,000 Rbl. an. Der Herr Kurator trug auf: wer die Pläne gemacht habe, solle sie ausführen. Man machte demnach eine neue Professur, ernannte den bereitwilligen,

---

\*) Bairischer Erbfolgekrieg.

aber zum Professor untauglichen Krause zum Ordinarius am 20. März 1803, eben als man Ikenflam, Gaspari, Glinka, Scheerer berief, ohne jedoch seine Einwilligung erhalten zu haben. Parrot hatte eigentlich entschieden, er schrieb es ihm auch: ich habe über Dich disponirt, Du sollst und mußt für uns bauen.

Es meldeten sich eben beschwerliche Unbilden der Dekonomie, die ihm [Krause] die teuer (1500 Rthl. Alb.) errungene Freude, etwas für die Bauern gethan zu haben, verleiteten. Er zögerte, bedachte — eine Aufforderung vom Konseil, baldmöglichst zu erscheinen, den Bau zu betreiben, entschied. Am 21. Mai [1803] leistete er den Amtseid. Krause richtete das Bauwesen ein, Baukomité, Instruktionen. 1803 — Juni 13. gründete er das Anatomikum — 1805 im September fertig, — räumte die Ruine aus, schloß Kontrakte auf Baumaterialien; Bürgerpreise erforschen.

Baron Elsner, der Extraordinarius der Kriegswissenschaften, — Adjunkt; der alte Petersen, Kreiskommissar, wurde Baukommissar der Landessprachen wegen; Kranhals und Lange als Bracker der Steinwaaren, Königmann für alle Holzwaaren; Bachmann als BauSchreiber für Arbeiter, Aufseher und Zeugniedlagen; — Transporte, Messung des Doms. 1804 — am 16. Mai kam der huldreiche Monarch Alexander; man gründete die Bibliothek, räumte den Platz zum Hauptgebäude, erbaute Arbeitscheunen und Bretterschauer; Verteilung der Grundstücke auf Zins. 1805 vollendete sich das Anatomikum; die Kaserne zum Klinikum empfangen, ausgeräumt; mittelster Bibliothek-Saal fertig; die botanischen Gartenhäuser begründet, fort transportirt [s. o. S. 38]; Grundsteinlegung zum Hauptgebäude; Monument im Graben. 1806 — Fortsetzung aller angefangenen Bauwerke; Grundlegung zur Sternwarte; die Knochenbleiche. 1807 — Vollendung der Bibliothek, des Klinikums, der Treibhäuser. 1808 — Fortsetzung des Hauptgebäudes, es kam unter Dach; fleißiges Betreiben der Anpflanzungen; Anlage der Hauptwege; Applaniren der Schutthügel und Gruben; klinische Nebengebäude. 1809 — es fielen die Gerüste vom Hauptgebäude, das mittlere Stockwerk wurde auf Befehl des Herrn Kurators in seiner Gegenwart bezogen; man gründete das Gehöfte und oben auf dem Dome die ökonomische Herberge. 1810—12 vollendete sich die Sternwarte, die Herberge, das Gehöfte am Hauptgebäude, der Hauptweg nach dem Dome

und sämtliches Applaniren und Pflastern desselben, wie um die Gebäude. Im August 1812 gab Krause die Generalrechnung über 579,000 Rbl. Banko an das Konseil ab und empfing die offizielle Quittung darüber wie die Entlassung aus dem Baudirektor-Amte. Die Pflanzungsgeschäfte behielt er noch bis 1816, wo ihn heftigere Sichtenfälle nötigten, auch um die Entlassung von demselben zu bitten, nachdem nun die Hauptarbeiten zum Teil vollendet, zum Teil aber vorbereitet waren und auf Geld und bessere Zeiten warten mußten.

In den beiden ersten Jahren [1803—4] wurde es ihm unmöglich, Kollegia zu lesen. Das allgemeine und besondere Planzeichnen und das Berechnen, das Kontraktentwerfen mit jedem Lieferanten, Handwerker, oft das doppelte Abschreiben, die wöchentliche Zusammenstellung aller verbrauchten Materialien, der neu angeschafften, aller Arbeiten, die monatlichen Berichte an den Herrn Kurator wie ans Konseil und tausenderlei Lumpereien hinderten ihn. Einige Kollegen, besonders Theologen, flüsternten: er könne nicht, er verstehe nichts. Der Herr Kurator sagte es ihm unverhohlen.

Krause hatte schon früher Entwürfe gemacht, sie geordnet, ließ sie drucken — fing an — von den Theologen ging das aus — eine Doktor-Disputation des Herrn Horn von Hartwiß über Nationalreichtum und Handel, wo er opponiren sollte, nicht konnte und wollte, bestärkte die Meinung; die Oberlehrer des Gymnasii Struve, Böhmer, Hermann tratschten recht christlich. Es war um seinen litterarischen Ruf gethan. . . . .

Man glaubt das Böse gern. Böhlerdorff warf ihm, wie im Scherze, offenbare Betrügerei mit den Bausummen vor, Horn schlechte Aufsicht aus Faulheit und Unverstand, Gaspari und Meyer als Rektoren schlichteten die Fehde. Alle redlich Gesinnten, selbst der Kurator, beurteilten ihn nach seinen Werken und offnem, unbefangnen Betragen. Struves, Böhmers und Rambachs Umtriebe bei großen Groggläsern verbreiteten sich um so mehr, als Krause nicht allein sich erhielt, sondern auch avancirte, den damals noch seltenen Vladimir-Orden erhielt (1810).. . . .

1817 brauchte ihn der neue Herr Kurator, Graf Lieven, zum Planmachen der Astronomen-Wohnung, und als der Monarch ihm eine Urrende von 1820—32, einen Brillantring für einen

gezeichneten Baurapport schenkte (1819), erwachte der Neid um so heftiger. Die Arrende griff in die vermeinten Adelsrechte, man soll sich das Wort gegeben haben, sie ihm zu verwässern. Am thätigsten erwies sich der Syndikus, von 1803—10, welcher so manches unberufne Syndiziren im Bauwesen, freilich oft derb abgewiesen, nicht vergessen konnte, von 1810 bis 1818 als Assessor beim Hofgerichte gestanden, nachher aber wiederum als Syndikus eintrat, sich als Baudirektor! auführte, bei einem klinischen Erkerzimmer, bei der Regulirung der Grundzinsen, bei dem Bau der Reitbahn in Kompagnie mit dem Stallmeister Daue wenig als solcher auszeichnete, weil die von ihm eingerührten Bau Sachen, auf Verlangen des Herrn Kurators und des Rektors rein technisch beleuchtet, sich nicht bewährten. 1826 ging er ab als Zensor mit 3000 Rbl. Gehalt und mit dem Vorbehalt des Baudirektorats. 1827 Staatsrat und Wladimir-Ritter.

Krause bekam unterdessen allerlei Aufträge, z. B. Pläne zur Universitäts-Kirche zu entwerfen und Bauanschlätze zu verfertigen, besonders die Ruine vollends auszubauen. Barrot erhob sich nun ebenfalls als Architekt. Wenn es aber mit seiner Geologie und Vulkanen nicht besser steht, als mit der praktischen Baukunst, so — doch ein guter Mensch kann wohl zuweilen auf allerlei Ideen von Unwissenheit und Vollkommenheit verfallen. Er forderte nur einen 300 Fuß hohen Thurm, ohne die Fundamente zu kennen! Das Hauptgebäude wurde zu enge, man wollte die Kanzeleien und Auditorien in ein anderes Haus verlegen. Es ist kein schicklicher Platz vorhanden, als der Hofraum mit seinen Hintergebäuden. Man verlangte von Krause einen Plan und Anschlag dazu, er lieferte Beides 1824. Die innere Einrichtung des Gymnasiums (seit 1805) ist elend und die Gebäude der Kreisschule fast unbrauchbar. Barrots Pläne wurden mit sehr prekären Anschlägen nicht ausführbar befunden. Man verlangte anwendbarere, Krause lieferte 10 Blätter, so oder so auszuführen, mit den dazu gehörigen Berechnungen 1826. Der neue botanische Garten brauchte seit 1805 einen soliden Zaun, man verflachte viel Geld; 1814 verlangte man einen Plan und Devis, des Krieges wegen konnte man 18,000 Rbl. nicht erlangen, der Plan verschwand, die Sache ruhte. Ein gelegnes Grundstück schloß sich gut an das alte Revier, es war aber, wie jenes, der Ueberschwemmung beim Hochwasser des

Embachs unterworfen. Man verlangte einen neuen Plan und Anschlag. Nach 10 Tagen Arbeit gab Krause Beides über — 28,000 Rbl. (Junius 1827). Und so brauchte man ihn stets in solchen Fällen, wo andre Baulichter sich mit mutmaßlichen Angaben ins liebe Blaue behalfen. Wer glaubt, wird selig! Amen.

Seine Vorlesungen wurden niemals stark besucht, seitdem man wußte, daß er keine Artana ohne Mühe und Kenntnisse in der Landwirtschaft zu offenbaren hatte, daß er Bekanntschaft mit dem mechanischen Teile voraussetzte, Hilfswissenschaften, besonders gut Rechnen forderte, nach gemeiner Haushaltsart. Bei der Veränderlichkeit der Moden in der Philosophie wie in der Theologie, Medizin, Jurisprudenz und denn auch in der Wirtschaftslehre diktierte er die Hauptgrundsätze als ewig sich gleichbleibende Wahrheiten aus der Natur, fügte das Neue gesprächsweise hinzu, bis es als reine Erfahrungslehre bestätigt sich erwies, verband damit das eigentümlich Inländische, welches aus der Verfassung des Landes, aus langer Gewohnheit hervorging. Wenige der Zuhörer faßten den großen Umfang, weil sie Vorurteile mitbrachten und keine Hilfswissenschaften studirten, sondern von ihm maulgerecht vorgelesen erwarteten. Gelehrte und gewöhnliche Empiriker und Schlandrianisten urteilten wie Blinde von der Farbe, aber ihr Urteil fand auch bei den Bequemen Beifall, und so konnte ihm die freudige und belohnende Ermunterung niemals werden, unter den gegebenen Umständen tüchtige Landwirte gebildet zu haben.

Unterdessen erlebte er doch die Rechtfertigung, daß mehrere der früheren Auditoren es nun als regsam strebende Landwirte gestanden, die bekannt gewordenen Grundsätze wären ihnen sehr nützlich gewesen. Besonders zeichnete sich Normann aus, der Bekanntschaft mit dem Landüblichen in allen Wirtschaftszweigen, auch im Buchhalten mitbrachte. Von 1820 bis incl. 1823 gewann er so viel, daß er Kandidat, 1824 Geschäftsführer beim Serbigalschen Wulf (Livl. Herzog) werden konnte; 1825 schickte ihn die Dekonomische Sozietät nach Möglin, im September 1827 kehrte er mit guten Testimonien zurück, bekannte: das hier [in Dorpat] bekannt Gewordene sei ihm sehr förderlich gewesen.

\*

\*

\*

Dr. Adam Christian Gaspari,  
Professor Ord. der russ. Geschichte und Statistik,  
d. 20. März 1803.

Ein gelehrter, redlicher, anspruchsloser Mann aus Meiningen am Thüringer Walde, wo er seine erste Bildung erhalten, in . . . \*) erweitert, als Professor in . . . \*) und Oldenburg fortgesetzt hatte\*\*).

---

\*) Lücke im Text.

\*\*\*) Hier bricht das Manuscript ab.



# Die sittliche und soziale Bedeutung des modernen Bildungsstrebens.

Ein Vortrag von Professor Dr. Adolf Harnack\*).

Der evangelisch-soziale Kongreß hat sich die Aufgabe gestellt, alle großen Erscheinungen der Gegenwart, welche fördernd oder hemmend, aufbauend oder umgestaltend in das sittlich-soziale Leben eingreifen, zu beurteilen. Wie sie beschaffen sind, was sie wert sind und in welchem Sinne sie geleitet werden sollen, will er untersuchen. Es bedarf nun wohl nicht vieler Worte, um zu beweisen, daß das moderne Bildungsstreben eine der hervorragendsten sozialen Erscheinungen innerhalb unsrer Gegenwart ist. Zu keiner Zeit kann der, welcher das Ganze des Zustandes eines Volkes studiren will, an dem Stande der Bildung vorübergehen; er muß feststellen, wie hoch derselbe ist, wie stark die Interessen sind, die an der Bildung haften, und wie groß die Opfer, die für sie gebracht werden. Aber in unserer Zeit sind diese Fragen von doppelter Bedeutung; denn der flüchtigste Blick lehrt uns, in welchem Maße sich das Streben nach Bildung unter uns gesteigert hat. Der Abstand von früheren Zeiten, selbst wenn man nur um 30 Jahre zurückgeht, ist so groß, daß man geradezu behaupten kann, daß das Streben nach erweiterter und vertiefter Bildung ein wesentliches Merkmal unsrer gegenwärtigen Epoche ist. Wollte ich anfangen, Ihnen zu schildern, in welchen Hervorbringungen und Einrichtungen sich dieses Bildungsstreben überall zeigt, so würde ich in vielen Stunden nicht zu Ende kommen. Nur an einige Thatsachen, die Ihnen alle bekannt sind, will ich erinnern.

---

\*) Uebernommen aus den „Verhandlungen des 13. Evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten in Dortmund vom 21. bis 23. Mai 1902.“ Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1902.

## 1.

Betrachten wir eine größere deutsche Stadt; wir finden zahlreich besuchte Volksbibliotheken; wir finden Fortbildungsschulen jeder Art, obligatorische und freie, sowie Fachschulen. Vorlesungen aus allen Gebieten der Wissenschaft werden für weite Kreise gehalten; die Vorlesungen werden belebt und verdeutlicht durch Experimente und bildliche Darstellungen von hoher Vollendung, die das Schwierigste erläutern und das Fernste gegenständlich machen. Befindet sich an dem Ort eine Universität oder sonst ausreichende Lehrkräfte, so hören wir, daß Hochschulkurse abgehalten werden, in denen besondere Zweige oder die Grundzüge der einzelnen Wissenschaften — nicht nur ihre Ergebnisse, sondern auch ihre Methoden — solchen zugänglich gemacht werden, welche der gymnastialen Vorbildung entbehren. Dieselben Universitäten richten Ferien- und Fortbildungskurse ein; durch sie werden die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft denen zugetragen, die die Universität seit Jahr und Tag verlassen haben. Daneben stehen praktisch-wissenschaftliche Kurse, Samariterkurse, Unterweisungen für den Dienst bei plötzlichen Unfällen, Einführung in das neue bürgerliche Gesetzbuch, sozialpolitische und pädagogische Kurse, zusammenhängende Belehrungen oder Diskussionen über ethische und religiöse Grundfragen. Weiter aber: dort fordert ein Anschlag zum Besuch der Schauspiele auf, in denen zu billigen Preisen die Meisterwerke unsrer Dichter aufgeführt werden; hier wird zu Volkskonzerten eingeladen, sei es in die Kirche, um Bach und Händel, sei es in den Saal, um Beethoven und Wagner zu hören. Die Museen sind unentgeltlich geöffnet, und für sachverständige Erläuterung der Sammlungen und Kunstwerke daselbst wird gesorgt. Noch am späten Abend und bis in die Nacht hinein wird gearbeitet, um solche, denen es in der Jugend nicht vergönnt war, sich eine gründliche Bildung zu erwerben, nachträglich zu fördern oder den aufstrebenden Arbeiter mit den tieferen Grundlagen, den Zusammenhängen und den Fortschritten seines Arbeitsgebiets bekannt zu machen. Grundrisse, Lehrbücher und dazu die besten Werke aus den Litteraturen aller Kulturvölker werden zu den wohlfeilsten Preisen verkauft. Wer es versteht, kann sich bereits für zehn Mark eine wertvolle Bibliothek anschaffen, für die er noch vor einem Menschenalter das Zehnfache zu zahlen hatte. Auch auf

das Land hinaus — wenn diese Arbeit auch erst begonnen hat — werden Fachmänner geschickt, welche in der Ackerwirtschaft, im Obstbau und anderen ländlichen Unternehmungen unterrichten. Ueberall sehen wir, daß leicht und systematisch heute zugänglich gemacht wird, was früher nur wie zufällig diesem oder jenem zuflog, oder was der Eifrige mühsam selbst auffuchen und mit vielen Opfern sich erwerben mußte. Schließlich ist noch des ungeheuren Bildungstoffs zu gedenken, den die Zeitungen fast in jedes Haus tragen, die politischen Zeitungen und die Fachzeitschriften. Ein jedes Handwerk, ein jedes Gewerbe und jeder Fabrikzweig besitzt solche. Sie enthalten genaue Ausführungen über jeden Fortschritt auf dem betreffenden Gebiet und werden von Männern redigirt, die neben der genauesten Kenntniß des besonderen Zweiges auch die der wirtschaftlichen Zusammenhänge ihres Faches mit anderen Fächern, Produktions- und handelsstatistisches Wissen und allgemeine Kenntnisse der verschiedensten Art besitzen. Ein Blick z. B. in die Kellner-Zeitung, den ich jüngst gethan, belehrte mich, mit welchem Ernst und welcher Umsicht ein solches Blatt geleitet wird, und wie viele Rathschläge und wie viel Einsicht es seinen Abonnenten übermittelt.

Um aber den Kontrast des heutigen Zustandes zu dem, was vor einem Menschenalter war, vollständig zu machen, muß man auf die Träger blicken, die jetzt vornehmlich an dem Aufschwung beteiligt sind, während sie damals noch kaum sich regten — ich meine die Arbeiter und die Frauen. Das Bildungstreiben beider drückt unsrer Epoche recht eigentlich den Stempel auf.

Was die Arbeiter betrifft, so beschämen große Gruppen unter ihnen alle anderen Stände. Noch jüngst ist es wiederum aus Hamburg bezeugt worden, daß die dortigen großartigen Veranstaltungen von Vorlesungskursen hauptsächlich von den sogenannten „kleinen Leuten“ besucht werden.

Mit Anteil und Bewunderung sehen wir, welchen Eifer diese „kleinen Leute“ und Arbeiter entwickeln und welche Opfer sie bringen, nicht nur um ihre materielle Lage zu verbessern, sondern auch um intellektuell in die Höhe zu kommen und an den geistigen Errungenschaften Theil zu nehmen. Abgesehen ist es dabei keineswegs auf rasche Befriedigung eines vorübergehenden Bedürf-

nisses, sondern sie streben unzweifelhaft nach Wissenschaft. Ein brennendes Verlangen, ein Hunger nach wirklichen Kenntnissen, nach einer wissenschaftlichen Weltanschauung ist vorhanden. Mag auch das Urtheil darüber, was die Wissenschaft vermag, oftmals ein ausschweifendes, ja phantastisches sein, mögen die Schwierigkeiten des Wegs tausendmal unterschätzt werden — das feste Zutrauen zur Macht und freiheitstiftenden Kraft der Wissenschaft hat etwas Imponirendes und die Freude zu der Reise in das unbekanntes Paradies etwas Rührendes.

Noch gewaltiger aber, fast möchte ich sagen elementarer und universeller ist das Bildungstreiben der Frauen. Die Geschichte erzählt uns von großen Völkerschaften, über die plötzlich der Wandertrieb gekommen ist und die nun ihre Wohnsitze verlassen, um auszuziehen in ein fernes Land, wo der Himmel blauer ist, die Erde fruchtbarer und das Leben lebendiger. Hieran fühlt man sich erinnert, wenn man die heutige Frauenbewegung betrachtet. Aber wie bei jenen Völkerwanderungen, sieht man näher zu, nicht ein unerklärliches Etwas zum Aufbruch getrieben hat, sondern die Not verbunden mit Thatenlust, so ist auch hier die Not das Treibende, verbunden mit dem Drang, sich aus der Enge zu befreien, und mit dem Gefühle der Kraft. Alle Schichten der Frauen hat dieser Trieb heute durchdrungen. Es sind keineswegs nur die wirtschaftlich Bedrohten, die sich in die Reihe der strebenden Frauen stellen, weil sie für ihre Existenz kämpfen müssen; nein, auch diejenigen, deren materielle Lage gesichert ist, treten hinzu, und von Jahr zu Jahr — mit jeder neuen Mädchengeneration, die die Schule verläßt — wächst die Bewegung in geometrischer Progression. Sie wollen Theil nehmen an Allem, was die geistige Entwicklung der Gegenwart bietet; sie wollen ihren Geist schulen und befreien und nach Kenntnissen, Bildung und Selbständigkeit den Männern ebenbürtig sein. Es gilt dem Wissen und der Wissenschaft, und sie verlangen, daß man sie zulasse, wo nur immer Wissen gelehrt wird und Rechte auf Grund desselben erworben werden. Der Spott über ein Korps von Blaustrümpfen oder von Amazonen ist längst nicht mehr am Plage, verstummt auch immer mehr; denn die Bewegung ist viel zu mächtig geworden und sie hat sich so tief auch mit dem inneren weiblichen Sinn verbunden, daß man mit Recht von der Frauenbewegung spricht.

Lassen Sie mich, bevor ich diese kurze Uebersicht schliesse, nur noch einen flüchtigen Blick auf die Stellung des Staates zu dieser ganzen Bewegung werfen. Da bei uns in Deutschland der Staat, wenn auch nicht das Unterrichts- und Bildungsmonopol, so doch nahezu ein Monopol auf sie besitz, so ist sein Verhalten hier von höchster Bedeutung. Im Allgemeinen darf man urtheilen, daß er mit Wohlwollen, Weisheit und thatkräftiger Hülfe dem modernen Bildungsstreben auf den meisten Linien entgegenkommt. Ein nicht geringer Teil der wissenschaftlichen Einrichtungen, von denen wir soeben gesprochen haben, ist auf ihn zurückzuführen; andere hat er gerne und mit Anteil verwirklicht gesehen und leiht ihnen seine Unterstützung. Es ist nur zu billigen, wenn er sich bei der Initiative zurückhält und lieber freien Vereinen oder den Kommunen oder Privatpersonen die Anfänge und die Durchführung überläßt. Daß er raschem Drängen Widerstand entgegenstellt und im Allgemeinen nicht das Tempo beschleunigt, sondern zurückhält, ist so lange nicht gefährlich, als er gesunde Bewegungen nicht unterdrückt. Auf seinem eignen Gebiete, dem des Volksschulunterrichts, hat er soeben einen bedeutenden und besonders dankenswerten Schritt vorwärts gethan. Die neuen Regulative für den Unterricht auf den Lehrer-Seminarien sind vortrefflich und jeden Lobes wert. Zwei Bestimmungen sind es namentlich, die für sie nun maßgebend sind: erstlich, daß ein stufenmäßiger Gang von der untersten bis zur letzten Klasse eingehalten wird, so daß an die Stelle eines unermüdblichen und geistlosen Repetirens und Einpaufens desselben Pensums ein wirkliches Fortschreiten in der Ausbildung erzielt wird, zweitens daß auf den obersten Stufen sowohl ein Einblick in die Hauptresultate gewisser den Lehrern nahe liegender wissenschaftlicher Disziplinen als ein Sinn für die Methode und Arbeit der Wissenschaft erweckt wird. Durch beides sind lang gehegte Wünsche der Lehrerwelt selbst befriedigt worden, und es steht zu erwarten, daß mit dem abgeschafften Drill die Untugenden allmählich schwinden werden, die unzertrennlich von ihm sind, und daß dann auch der Volksschule die neue Ordnung der Dinge einen neuen Aufschwung bringen wird. Der Staat ist mit den Vertretern eines gesunden Fortschritts darin einig, daß Veraltetes und Falsches nicht gelehrt, Recht und Pflicht zu denken aber allen Bürgern eingeprägt werde. Die Volksschule soll und kann davon keine Ausnahme machen.

## 2.

In einer kurzen Ueberschau haben wir es gerechtfertigt, daß wir von einem modernen Bildungstreben sprechen und in ihm ein wesentliches Merkmal unseres Zeitalters sehen. Unsere Frage gilt aber dem sittlichen und sozialen Wert dieses Bildungstrebens. Bevor wir ihn untersuchen, haben wir das Wesen der Bildung und das besondere Wesen der modernen Bildung ins Auge zu fassen. Nicht um das, was man Zivilisation nennt, handelt es sich hier. Freilich stehen Bildung und Zivilisation in einem sehr nahen Zusammenhang. Allein wir sind mit Recht gewöhnt, unter Zivilisation etwas Aeußeres zu verstehen, an welchem auch der teilnehmen kann, der von wirklicher Bildung wenig berührt ist. Uns ist es nur um die letztere zu thun.

Wesensbestimmungen der Bildung giebt es zahlreiche, und ihre Mannigfaltigkeit beweist, wie verschiedene Seiten sie hat und wie verschieden sie betrachtet werden kann. Faßt man den Menschen seinen Anlagen nach, so wird Bildung die volle Ausgestaltung aller der Kräfte sein, die im Innern schlummern: man wird durch die Bildung, was man ist oder vielmehr was man sein kann; die volle Entfaltung der Individualität ist hier das höchste Ziel der Bildung, und mit dieser vollen Entfaltung auch die Freiheit gegenüber der Außenwelt, eine gleichsam wiedergewonnene Nativität. Sie ist das sicherste Zeichen der geschlossenen befreiten Persönlichkeit.

„Doch er stehet männlich an dem Steuer,  
Mit dem Schiffer spielen Wind und Wellen,  
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.“

Faßt man den Menschen innerhalb der Natur, so wird die Bildung eine doppelte Aufgabe haben: einerseits wird sie eine Waffe sein gegen die Natur, eine Schutzwehr gegen ihre Alles zu verschlingen drohende Gewalt — Naturbeherrschung, soweit nur immer möglich, — ein Ablauschen und Abtrogen der Geheimnisse der Natur, um sie zu zwingen und dienstbar zu machen. Andererseits soll sie durch Verständniß mit der Natur versöhnen, soll den Zusammenhang mit allem Lebendigen aufdecken und den Zusammenschluß, wo er heilsam, befördern. Auch hier ist Kraft und Freiheit das höchste Ziel, welches winkt.

Faßt man den Menschen aber innerhalb der Geschichte und als Glied der Menschheit, so ist Bildung das Vermögen, alles Menschliche mit Verständniß und Teilnahme aufzunehmen und wieder zurückzustrahlen, die eigene Seele offen zu halten und die anderen Seelen zu öffnen, Verstand und Herz zu feinen Organen auszubilden, die dort sehen und hören, wohin die Sinne nicht mehr reichen, sich an vielen Orten heimisch zu machen und sich doch nirgends einzuschließen, innerhalb des Wechsels der Dinge das Leben dauerhaft und würdig zu gestalten und inmitten des Einförmigen und Abstumpfenden ihm Gehalt zu geben, Selbstbeherrschung und Geduld zu gewinnen gegenüber dem Allzumenschlichen und Ehrfurcht zu behaupten vor dem Menschlichen und Göttlichen.

Faßt man endlich die Bildung im engsten Sinne in Bezug auf den besonderen Beruf jedes Einzelnen, so ist sie die Summe der Kenntnisse und Fertigkeiten, die nötig sind, um diesen Beruf wirklich auszufüllen und sich frei in ihm zu bewegen. Auch hier ist Freiheit das letzte Ergebniß: gebildet ist in seinem Beruf und für denselben, wer durch ihn nicht niedergedrückt wird, sondern dessen Kennen und Können zur zweiten Natur geworden ist. Niemals darf diese Bildung im engeren Sinn, die Fachbildung, unterschätzt werden; denn der Weg zur allgemeinen Bildung führt regelmäßig durch die spezielle und ist anders schwer oder überhaupt nicht zu finden.

Es ist ein hohes Lied von der Bildung, welches wir gesungen haben, und mancher hat vielleicht gelächelt oder ist gar unwillig geworden. Ihm ist etwa der „Bildungsphilister“ eingefallen und alles das, was man mit Grund von demselben gesagt hat. Allein wer die Bildung so faßt, wie ich sie zu bestimmen versucht habe, wird der entschiedenste Feind jener Spottgestalt sein. Der Bildungsphilister neben dem Gebildeten ist Wagner neben Faust, eine Gliederpuppe neben dem Lebendigen, lebendig nur durch ihre Selbstgefälligkeit. Der Bildungsphilister ist ohne Duldung und Geduld, ohne Freiheit und ohne Ehrfurcht, ohne Persönlichkeit und ohne Liebe; jede Frucht verschwindet in seiner Hand, und nur die Hülsen bleiben ihm übrig, die er für den Kern der Dinge hält.

Aber je und je sind auch ernste, wirkliche Gegner der Bildung aufgetreten, nicht Barbaren, sondern Feinde der Bildung unter den Gebildeten. Das ist freilich paradox genug, und eigentlich

könnte man sie einfach ihrem Selbstwiderspruch überlassen. Es waren und sind hochgebildete Romantiker, die, nachdem sie einen reichen Bildungstoff aufgenommen, aber nicht alle Früchte erhalten haben, die sie erwarteten, auf die Bildung schmähnen und ihr gegenüber die Natur oder das Leben oder etwas Undefinirbares ausspielen. Das Altertum kannte solche, das 18. Jahrhundert hatte seinen Rousseau, und wir haben unsre kleinen, aber nicht einflusslosen Rousseaus. Soweit sie nicht die Bildung bekämpfen, um das Triebleben zu empfehlen, oder um sich von der Sorge für ihre Mitmenschen und von aller Verantwortung für den Gang der Dinge zu befreien, befehlen sie nicht eigentlich die Bildung überhaupt, sondern eine falsche, engherzige, verrottete Bildung. Dies war in hohem Maße bei Rousseau der Fall, und daher sind wir ihm zu Dank verpflichtet und können eine weite Strecke Wegs mit ihm gehen. Nicht aber können wir mit ihm gehen, wenn er einfach die Natur gegen die Bildung ausspielt. Wird hier kein täuschendes Spiel mit Worten getrieben oder in den Begriff „Natur“ etwas hineingelegt, was ihm garnicht zukommt, so kann die Formel: „Rückkehr zur Natur“ nicht gebilligt werden. Gewiß, wahrhaftig sollen wir sein, nicht geziert und nicht heuchlerisch, auch sollen wir uns nichts aufreden lassen, was unserem innersten Wesen widerspricht, aber die Natur kann nicht überall unsre Lehrmeisterin sein; denn ihr fehlen zwei Elemente, welche wir nicht entbehren können, das ist die geschlossene Persönlichkeit und die Güte. Von der Natur können wir sie nicht lernen. Aus dem geschichtlichen Leben empfangen wir sie.

Aber es giebt endlich noch Gegner, die mit Mißtrauen das unbedingte Lob der Bildung hören, und wir finden sie in den Reihen unserer Freunde. Ernste Christen sind es, die nicht nur vor Ueberschätzung der Bildung warnen, sondern ihr überhaupt nur einen bedingten Wert beilegen. Ihre Stellung ist wohlverständlich; denn erstlich ist in allen höheren Dingen die sichere Kenntniß des Ideals etwas so Bedeutendes, daß sie viele Mängel ersetzen kann, und so wird der wahrhaft religiöse Mensch immer auch ein gebildeter Mensch sein, so wenig Bildung im einzelnen er auch haben mag. Zweitens, alle tiefere Bildung wird nur aus einem schmerzlichen Widerstreit und hartem Kampf geboren; sie wird nicht mühelos erworben und auch nicht mühelos festgehalten.

Sofern dieses Element aber von oberflächlichen Menschen oft übersehen und Bildung einfach mit Kenntnissen verwechselt wird, sofern weiter übersehen wird, daß Bildung nur langsam reift und eine Bildungsgeschicht und -Geschichte voraussetzt, ist das Mißtrauen der Ernsten gegen das Schlagwort „Bildung“ wohl berechtigt. Allein die Bildung ist nicht daran schuld, daß sie auch oberflächlich aufgefaßt wird; darum ist jedes Wort, welches gegen sie gesprochen wird, bedenklich. Bedenklich ist es auch, von dem Standpunkt der Güter, welche die Religion gewährt, abschätzig über die Bildung zu urteilen. Gewiß wird ihr Mangel dort am wenigsten empfunden, wo wahrhaft religiöses Leben ist, und dieses kann in sich geschlossen sein und die ganze Persönlichkeit verklären. Aber ohne Bildung wird sie nur in ganz bestimmten Berufen nach außen wirksam sein können, die zahlreichen anderen werden ihr verschlossen sein, und diese Erde zu bebauen und zu bewahren, wird sie anderen überlassen müssen. So bleibt es dabei, daß gegen die Bildung feindselig ist nur wer sie nicht kennt oder verkennt, und der, welcher gegen sie eifert, befindet sich in der Regel in einer merkwürdigen Selbsttäuschung: er denkt mit ihren Gedanken und redet mit ihren Worten. Mag auch, wo immer gegen die Bildung gesprochen wird, dies ein Zeichen sein, daß im herrschenden Bildungsbetriebe etwas Ungesundes oder Faulles ist — der Bildung selbst den Krieg erklären oder sie für etwas Unbedeutendes darstellen, ist ein wahnfinniges oder freches Unterfangen. Der verwirrt und schädigt alle gesunden Begriffe und ladet eine große Verantwortung auf sich, der, sei es in geistreicher, sei es in welcher Rede auch immer gegen die Bildung streitet und sie dem Volke verächtlich oder überflüssig zu machen sucht. In diesem Sinne muß ich auch die Wirkung, welche die Schriften Tolstois ausüben, für bedenklich halten und kann mich nur mit dem leidigen Troste trösten, daß die meisten, die sie lesen, gar keine anderen Wirkungen aus ihnen empfangen, als die einer vorübergehenden Emotion. Im Großen und Ganzen dürfen wir sagen, daß der mächtige Trieb und das Streben nach Bildung unter uns durch diese und andere Hemmungsversuche nicht aufgehalten werden. Sie sind kräftiger und lebendiger als zu irgend einer Zeit. Wer kann sich darüber wundern? Ist doch die Erde erst in unseren Tagen ein einziger Schauplatz geworden. Der moderne Verkehr hat alle Zäune niedgerissen. Tausend

wechselnde Eindrücke treffen uns heute; Alles steht im Lichte der Oeffentlichkeit. Alles spielt sich auf dem Markte ab. Konkurrenz in jedem Sinne des Wortes beherrscht Alles, und zugleich greift jede Frage in eine andere ein. Hilflos steht der Ungebildete diesem Zustand gegenüber. Einen stillen Winkel, in den er sich retten kann, giebt es bald nicht mehr. Nur durch Bildung vermag er sich zu wappnen. Hier liegt die letzte Ursache des modernen Bildungstreibens.

## 3.

Über fragen wir uns nun, in welcher Richtung hauptsächlich das moderne Bildungstreiben sich bewegt; denn obgleich alle Bildung nur eine ist, so treten doch zu allen Zeiten verschiedene Momente in ihr hervor und gewinnen die Oberhand. Sehe ich recht, so lassen sich in unserem modernen Bildungstreiben folgende Hauptzüge erkennen. Erstlich, es zeigt eine energische Richtung auf die wirkliche Wissenschaft, zweitens, es zeigt die ernsteste Absicht, Unabhängigkeit und wirtschaftliche Selbständigkeit zu erringen, drittens, es zeigt den Trieb, das Lebensgefühl zu steigern und größeren Anteil am Leben, extensiv und intensiv, zu gewinnen.

Das moderne Bildungstreiben zeigt eine energische Richtung auf die wirkliche Wissenschaft; ich könnte dafür auch sagen, auf die Erkenntniß des Wirklichen. Der größere Teil aller der Einrichtungen und Unternehmungen, von denen wir gesprochen haben, gilt diesem. Es ist für den Mann der Wissenschaft eine Freude, zu sehen, mit welchem inneren Drang und Eifer wissenschaftliche Erkenntniß heutzutage aufgesucht wird. Mit schönen Worten und unterhaltenden Erzählungen ist nicht mehr gedient; man will die Welt des Wirklichen erkennen und will die Fortschritte der Erkenntniß studiren. Darum tritt heutzutage der einzelne populär-wissenschaftliche Vortrag immer mehr zurück gegenüber der zusammenhängenden Unterweisung. Wie das Wirkliche gefunden und erkannt wird, dafür ist der Sinn aufgegangen oder wenigstens das Verlangen, den Thatfachen ins Gesicht zu sehen und sich vor Schein und Täuschung zu hüten. Vor allem aber sind es die zwei leitenden Ideen der modernen Wissenschaft, die sich weiter Kreise bemächtigt haben und bereits Richtlinien für sie geworden sind, die Erhaltung und Umformung der Kräfte und der Entwicklungsgedanke. Wir freuen uns, daß dem so ist, und diejenigen täuschen sich, welche

meinen, daß dieser Schritt je wieder zurückgenommen werden könne. Die Einsicht, daß die einzelne Kraft ein integrierender Bestandteil eines Kräftesystems ist und nur in ihm seine Stätte hat, und daß die einzelne Erscheinung nur als Glied einer Entwicklungsreihe eine Thatsache ist, diese Einsicht wird, einmal gewonnen, nie wieder verschwinden; denn sie ist die Bedingung, soviel von der Welt um uns zu erkennen und zu durchschauen, als uns zu erkennen vergönnt ist. In diesem Sinne ist das Urtheil, daß der Zug der Zeit ein realistischer ist, vollberechtigt; aber wir fällen es nicht im Sinne einer Klage, sondern freudig. Wir freuen uns, in einer Zeit leben zu dürfen, in welcher — Stumpfsein und Aberglaube giebt es freilich genug — der Zug zum Wirklichen so mächtig ist. Ehrlichkeit und Redlichkeit liegt darinnen, ehrliche Arbeit und redliches Bemühen, und ich stehe nicht an, diesem Zug eine hohe sittliche Bedeutung beizumessen. Von seiner Schranke werden wir noch hören; aber wer der Erkenntniß des Wirklichen unbestochen nachgeht, der steht dadurch in sittlicher Thätigkeit, und wer Opfer an Kraft und Mitteln für sie bringt, bringt sie für eine sittliche Aufgabe.

Zweitens zeigt das moderne Bildungsstreben die ernsteste Absicht, durch Bildung Unabhängigkeit und wirtschaftliche Selbstständigkeit zu gewinnen. Was treibt die Scharen bildungseifriger Arbeiter dazu, ihre kärglichen Freistunden der Fachbildung zu widmen und ihre Kenntnisse zu vermehren? Nicht nur der Wissenstrieb als solcher, sondern auch das lebhafteste Verlangen, ihre Lage zu verbessern und durch Kenntnisse und Fertigkeiten eine gesichrtere Stellung auf dem Arbeitsmarke zu gewinnen. Was ist eine der mächtigsten Triebfedern in der großen Frauenbewegung, von der wir gesprochen haben? Selbständig zu werden, auf eigenen Füßen zu stehen und durch einen festen Beruf eine gesicherte Stellung zu erhalten. Diese Tendenz ist in jeder Hinsicht beifallswert, ja auch sie ist als eine sittliche im strengen Sinne in Anspruch zu nehmen. Ohne Beruf und einen festen Kreis ist der Mensch, ob Mann oder Weib, ein unnützes Wesen; der Beruf ist der Halt und der Rückgrat des Lebens; nur in einem festen Pflichtenkreise und in dem Gefühl, an seiner Stelle notwendig zu sein, bleibt der Mensch gesund. Ist nun die Ehe unzähligen Mädchen verschlossen und ist die hauswirtschaftliche Arbeit, verglichen mit früheren Zeiten,

außerordentlich reduziert, so müssen andere Berufe von den Frauen gesucht, und sie müssen ihnen eröffnet werden. Ja, man wird noch einen Schritt weiter gehen und denen beipflichten müssen, die da sagen, kein Mädchen soll nur für die Ehe und ausschließlich als zukünftige Gefährtin des Mannes erzogen werden, sondern sie soll so gebildet werden, daß sie einem tüchtigen Beruf vorstehen kann. Ganz mit Recht wird diese Forderung erhoben, nicht nur, weil eine zukünftige Eheschließung immer unsicher ist, nicht nur, weil es gilt, die bemitleidenswerte Lage unzähliger Wittwen, die früher gleichsam wie eine unabänderliche Schickung betrachtet wurde, im Voraus zu bessern, sondern weil es dem Gang, den unsere Entwicklung gewonnen hat, entspricht, daß jedes gesunde Wesen für sich selbst zu sorgen vermag und es als Pflicht und Recht empfindet, auf eigenen Füßen zu stehen. In anderen Zeiten sind die Anschauungen darüber andere gewesen — eine neue Zeit ist heraufgestiegen, und wir freuen uns, ihre Bürger zu sein. Wir erwarten auch von dieser Umgestaltung, in deren Anfängen wir stehen, eine Versittlichung des weiblichen Geschlechts, wo solche nötig, und eine Versittlichung des Verhältnisses der beiden Geschlechter zu einander. Eigentümliche neue Gefahren tauchen freilich auch hier auf — wir werden über sie sprechen; ohne Schatten ist nichts Menschliches, — aber daß dunkle Nachtseiten in der Lage und dem Zustande des weiblichen Geschlechts schwinden oder doch abnehmen können, wenn die wirtschaftliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit desselben gesteigert wird, kann schwerlich zweifelhaft sein. Es ist z. B. unmöglich, daß die Prostitution, die grobe und die feine, in dem Umfange fortbauert, wenn mit der Bildung die Ausbildung zu bestimmten Berufen in dem weiblichen Geschlecht gefördert wird. Auch auf die Männer muß notwendig diese Neuordnung der Verhältnisse einwirken. In dieser Betrachtung fühle ich mich eins mit einem der tüchtigsten Vertreter der Frauenbewegung, mit Herrn Wychgram. Er schreibt in dem Vorwort zu seiner neuen Zeitschrift „Frauenbildung“: „Die Förderung des weiblichen Unterrichtswesens wird, wenn sie unter den richtigen Gesichtspunkten und mit den rechten Mitteln vollzogen wird, sowohl der Frau als der Gesellschaft selbst Segen bringen. Denn das sind die beiden beherrschenden Rücksichten: indem wir die geistige Bildung der Frau heben, heben wir die Stellung der Frau selbst,

3\*

und indem wir dieses thun, glauben wir unserem Kulturleben neue große und fruchtbare Werke zuzuführen. Wir schaffen der Frau eine höhere und edlere Selbständigkeit. Dies aber kann und muß in doppeltem Sinn verstanden werden; im ethischen und im wirtschaftlichen. In jenem, weil die höchstmögliche Ausbildung der geistigen Kräfte dem modernen Menschen, was auch immer dagegen gesagt werden mag, die wirksamste Vorbedingung einer ernstern Erfassung des Lebens und seiner Aufgaben bietet, und weil solche Erfassung bei jeder tiefer angelegten Natur wiederum eine nicht versiegende Quelle des Glücks ist. In dem andern, dem wirtschaftlichen Sinn aber bedeutet Selbständigkeit die Erhebung über jenen traurigen Zustand, da wir von der Arbeit der Anderen leben müssen und eigene von Anderen bewertete Arbeit nicht leisten. Auch dies berührt sich mit den ernstesten Fragen, und wenn für keinen Verständigen darüber Zweifel bestehen, daß Arbeit, recht geboten, recht erfaßt und recht belohnt, Glück ist, dann müssen wir die Frauen zu solcher Arbeit hinführen.“

Drittens zeigt das moderne Bildungstreben den Trieb, das Lebensgefühl zu steigern und größeren Anteil am Leben, extensiv und intensiv, zu gewinnen. Damit ist eine Seite berührt, die nicht leicht zu fassen ist. Ich meine nicht das Streben nach mehr Genuß. Auch dieses enthält zwar etwas Gerechtfertigtes, und es ist sehr billig, es zu schmähen, während sich doch die Schmähenden leicht hunderte von Genüssen verschaffen, die der Geschmähte entbehrt. Ich meine auch nicht die allmodernste romantische Neigung, das Lebensgefühl durch exzentrische Phantasien zu steigern und zu berauschen. Diese Neigung ist rechter Bildung geradezu entgegengesetzt und feindlich. Das, was ich meine, ist das Bestreben, sich aus jenem abstumpfenden Einerlei des Lebens zu befreien, welches noch für Tausende das Leben selbst ist, um den Kreis des Daseins reich und kräftig zu gestalten. In Vielen ist heute dieses Streben eine Macht: sie empfinden, daß der Mensch nicht nur des Wechsels von Tag und Nacht bedarf, um gesund zu bleiben, sondern auch eines Wechsels am Tage, und daß er sich nur frisch erhalten kann, wenn er über seinen nächsten Beruf hinaus Anteil nimmt am allgemeinen Menschlichen. Soll dieser Anteil aber über rohe Genüsse hinausführen, so ist ein gewisses, ja ein fortschreitendes Maß von Bildung unerläßlich, dazu ein Zusammenschluß mit

Gleichstrebenden, denn der isolirte Mensch gelangt hier niemals zum Ziele. Das wird auch von den Aufstrebenden empfunden; denn nicht als etwas Außerliches oder Zufälliges tritt das soziale Element im Zusammenhang mit dem Bildungsstreben, das Leben reicher zu gestalten, auf. Vom sittlichen und vom christlichen Standpunkt aber kann gegen dieses Bemühen nichts eingewendet werden; denn der Zweck des Lebens ist — um des ewigen Inhalts willen, welchen jedes Leben haben soll, — das Leben selbst.

Ich habe versucht, das moderne Bildungsstreben nach seinen wichtigsten Seiten zu charakterisiren. Der sittliche und soziale Wert desselben ist dabei überall hervorgetreten, ohne daß ich ihn ausdrücklich vorgerückt oder Einzelwirkungen genannt hätte. In der That liegt auch nicht in den Einzelwirkungen der Hauptwert, obgleich deren nicht wenige sind. Ich verweise z. B. darauf, wie durch die erhöhte Bildung die Wohnungsfrage, dieses so wichtige Problem des sozialen Lebens, im günstigsten Sinne beeinflusst wird. Kann man doch geradezu die Wohnung als einen Gradmesser der Bildung in Anspruch nehmen, und überall beobachtet man, daß gesteigerte Bildung sich eine bessere Wohnung erzwingt: die wirtschaftlichen Verhältnisse müssen hier dem idealen Anstoße folgen, und folgen ihm nachweisbar. Ferner verweise ich auf die Thatsache, daß durch die erhöhte Bildung ein Ausgleich der Stände stattfindet, und daß die einzelnen Schichten und Gruppen der Nation sich näher treten und innere Fühlung mit einander gewinnen. In diesem Sinne sind namentlich auch die Hochschulkurse von großer Bedeutung; ja schon in diesen und ähnlichen Unternehmungen an sich liegt ein starkes soziales Element, ein Element der Anerkennung und des Zusammenschlusses. Endlich möchte ich darauf aufmerksam machen, daß der gebildete Mensch in der Regel der besonnene sein wird: extreme und exzentrische Standpunkte werden verlassen werden, und der Sinn für das Bedingte der Verhältnisse wird erwachen. Damit wird der soziale Friede näher gerückt. Aber, wie gesagt, die Einzelwirkungen dürfen hier nur als Teile der Gesamtwirkung ins Auge gefaßt werden. Diese besteht darin, daß die erhöhte Bildung das Individuum zur Persönlichkeit gestaltet und daß sie dasselbe eben dadurch auch sozial wertvoll macht. Das Ziel einer in friedlicher Arbeit und in gegenseitiger Anerkennung und Fürsorge geschlossenen Nation und das Ziel „eines allgemein

sittlichen Weltbundes“, in dem „die Menschen sich mit allen Kräften, mit Herz und Geist, Verstand und Liebe vereinigen“, liegt, wie alle Ideale, hoch über uns. Aber es ist gewiß, daß wir uns von ihm nicht entfernen, sondern auf dem rechten Wege sind, wenn wir das Bildungstreben überall fördern und neben der Sorge für die wirtschaftliche Hebung die ideale Seite, die doch in Wirklichkeit etwas höchst Reales ist, niemals aus dem Auge lassen.

## 4.

Des Leichtsinns aber und einer gefährlichen Schnellfertigkeit würden wir uns schuldig machen, wollten wir uns einfach bei der These beruhigen, das moderne Bildungstreben sei sittlich und sozial genommen höchst wertvoll und müsse daher in jedem Sinne gepflegt werden. Wir haben vielmehr die Pflicht, sowohl die Einwürfe ins Auge zu fassen, welche gegen dasselbe erhoben werden, als auch die besonderen Gefahren zu erkennen, die ihm anhaften. Eben dadurch werden wir seine sittlich-soziale Bedeutung tiefer erfassen.

Als erste Gefahr, die uns hier entgegentritt, erscheint die Gefahr der Halbbildung. Es sind nicht nur „Reaktionäre“, sondern auch sozial gesinnte und einen gesunden Fortschritt begünstigende Männer, die das moderne Bildungstreben und die Einrichtungen, die für dasselbe geschaffen werden, mit Besorgniß betrachten. Wir kommen ihnen auch freiwillig mit dem Zugeständniß entgegen, daß die Gefahren der Halbbildung, nämlich Unklarheit, Verwirrung und wiederum thörichter Hochmut und Unzufriedenheit, nicht beseitigt werden können, ja sich vielleicht in einigen Köpfen unter den gegebenen Verhältnissen noch steigern werden. Aber deshalb dem modernen Bildungstreben entgegenzutreten und es niederzuhalten wäre das Verkehrteste, was wir thun könnten. Niederzuhalten vermögen wir es überhaupt nicht; denn es ist viel zu mächtig; wir würden es nur auf schlechte Belehrung und schlechte Unterweisung zurückwerfen. Den Gefahren der Halbbildung kann man doch nicht durch die Verbannung zur Unbildung entgegentreten, sondern nur durch „Ganzbildung“. Die besten Männer müssen in dieses Werk eintreten, und die besten Bücher müssen für dasselbe geschrieben werden. Mit den wichtigsten Ergebnissen der Wissenschaft muß der Sinn für ihre

Methoden und für die unendlichen Schwierigkeiten einer gesicherten Erkenntniß auf allen Gebieten erweckt werden. Wo er erweckt ist, da ist schon die Hauptsache gewonnen, da ist die größte Gefahr der Halbbildung abgewehrt. Und er kann erweckt werden. Gewiß, die höchste Stufe wissenschaftlicher Erkenntniß kann niemand erstiegen, und einen königlichen Weg zu ihr giebt es nicht; die großen Denker werden immer einsam sein, und es wird stets eine Wissenschaft geben, die nicht für die Massen ist. Aber wie die Bildung, so hat auch die Wissenschaft ihre Stufen, und es ist nicht wahr, daß die frischere Luft nur auf dem höchsten Gipfel des Gebirges weht. Der schlechte Klang, den das Wort „populäre Wissenschaft“ hat — fast lautet es wie Pseudowissenschaft, — braucht ihm nicht immer anzuhasten; ich meine, er ist zum Teil schon verschwunden. Wo das Halbwahre und Triviale verbannt, wo die Ehrfurcht vor der Wahrheit und ihrer Erforschung erweckt, wo dem Einzelnen der wissenschaftliche Stoff geboten wird, der ihn in seinem Kreise wirklich zu fördern vermag, da ist die populäre Wissenschaft eine gute und rechte Wissenschaft.

Mit dem zuletzt Gesagten bin ich bereits einer zweiten Gefahr entgegengetreten, die dem modernen Bildungsstreben anhaftet, der Gefahr der Gleichmacherei. Sie erscheint mir besonders groß und verderblich; sie ist es auch vornehmlich, die zu der schlimmen Halbbildung führt, ja auf die Dauer die Wissenschaft selbst zu Grunde richten muß. Ihre Folgen sind in jeder Richtung verhängnisvolle. Sie wirkt antisozial, löst die gegebenen Grundelemente der Gesellschaft auf und hält die Entwicklung selbständiger und eigenartiger Individuen nieder. Unter Gleichmacherei verstehe ich das Bestreben, ohne Rücksicht auf die Unterschiede des Geschlechts, der Individualität und des Berufs ein und dieselbe Bildung und darum auch einen und denselben Bildungsgang möglichst Vielen geben oder vorschreiben zu wollen. Was dabei herauskommt, lehrt uns der Untergang der antiken Wissenschaft; wir haben es aber selbst schon in schlimmen Erscheinungen gesehen und werden wohl noch mehr Lehrgeld zahlen müssen. Verständlich scheint es ja wohl, daß, nachdem viele äußere Schranken gefallen sind, nur kurzweg das scheinbar Einfachste versucht und womöglich Allen das Gleiche zu Teil werden soll; aber die oberflächlichste und verderblichste Vorstellung von Bildung liegt diesen Bestrebungen zu Grunde — als

ob sie wie ein äußeres Ding übermittelt werden könnte, während sie doch überhaupt nur im Zusammenhang mit der Eigenart und dem Beruf des Individuums besteht. Von ihnen abgesehen ist sie nichts als ein Firniß, ein zäher Schleim, oder vielmehr, sie ist etwas viel schlimmeres, ein Gift, welches die Frische und Gesundheit des Geistes und der Seele, ja oft auch des Körpers zu zerstören vermag. Hier kann ich auch die moderne Frauenbewegung in manchen Erscheinungen von schweren Vorwürfen nicht freisprechen. Entschuldigungen will ich gleich voranstellen: der harte Kampf um das tägliche Brod und um einen Platz an der Sonne, das rühmliche Streben nach wirtschaftlicher Selbständigkeit und wiederum das leidige Berechtigungsweesen und die Konkurrenz mit der männlichen Arbeit, in welche die Frauen zur Zeit oftmals treten müssen, das sind Entschuldigungen genug. Aber wenn heute von verschiedenen Seiten die Parole ausgegeben wird, weil die Frau dem Manne gleichwertig sei, so müßten ihr auch durchweg dieselben Berufe und derselbe Bildungsgang eröffnet werden wie dem Manne, so kann ich darin nur eine Verirrung sehen, und wenn vollends hin und her die Miene angenommen wird, als sei die Frage „cujus generis“ in Hinsicht auf Beruf und bürgerliche Stellung überhaupt eine veraltete, wenn in diesem Zusammenhange sogar an der Ehe gerüttelt wird, so droht uns die Auflösung. Ich nehme nichts von dem zurück, was ich in diesem Vortrage über das Recht der Frauenbewegung ausgesprochen habe; aber ich lehne die Konsequenz ab, daß die Frauenbildung einfach nach dem Schema der Bildung des Mannes einzurichten sei und daß es ein gesunder Zustand sei, wenn die Frau überall mit dem Manne in Konkurrenz tritt. Gleichwertigkeit ist doch nicht Gleichartigkeit; jene bleibt bestehen, selbst wenn es sich herausstellen sollte, daß die Frau intellektuell dem Manne durchschnittlich nicht gewachsen ist. Was sich aber längst für jeden, der sehen will, herausgestellt hat, ist in Bezug auf viele Berufe die körperliche Minderwertigkeit der Frau. Die schwierige Aufgabe der Zukunft wird darin bestehen, den Frauen die rechten Berufe abzugrenzen und innerhalb derselben eine Ordnung der Dinge vorzunehmen, wie sie der geistigen und physischen Organisation der Frau angemessen ist. Hier sind wir erst in den Anfängen, und Opfer an gesunden Menschenleben wird es kosten, bis die Aufgabe gelöst ist. Unterdessen ist schon jetzt

sorgfältig jede Gleichmacherei zu verbannen, wo die Schädlichkeit einer solchen offen zu Tage liegt. Dazu: gewiß ist die Frau nicht nur für die Ehe und die Familie, aber sie ist in erster Linie für sie zu erziehen. Der Einwurf, daß man den Mann doch nicht in erster Linie für diese erziehe, stammt bereits aus einer verkehrten Betrachtung der Dinge. Diese erscheint gesteigert, wenn wir heutzutage wieder, wie einst im Mittelalter, die Frage erörtert sehen, ob denn überhaupt die Ehe ein einer freien Persönlichkeit würdiges Verhältniß sei. Es sind nicht nur frivole Weltmenschen, welche diese Frage aufwerfen — wenn sie auch von den Ueberzeugungen, die einst zum Mönchtum geführt haben, sehr weit entfernt sind. Dennoch vermag ich in diesen Erwägungen nur das Symptom einer ebenso unevangelischen wie antisozialen Stimmung zu erkennen, die höchst unerfreuliche Aeußerung eines Egoismus, der dadurch nicht wertvoller wird, daß er auch mit dem Bildungsstreben sich verbindet. Die ruchlosen Versuche aber, die Grundfesten der Gesellschaft an diesem Punkte zu sprengen und offen die Ehe verächtlich zu machen — es giebt leider schon eine ganze Litteratur darüber, eine „schöne“ Litteratur, — lasse ich grundsätzlich beiseite.

Die gefährliche Gleichmacherei zeigt sich indessen nicht etwa nur in bestimmten Erscheinungen der Frauenbewegung und des sexuellen Problems; sie ist auch sonst zu bemerken. Was man ihr entgegenzusetzen hat, das will ich an der Charakteristik darthun, die einst Mommsen in einer wundervollen Rede von Kaiser Wilhelm I. gegeben hat. Er sagt: „Kaiser Wilhelm war, was der rechte Mann sein soll, ein Fachmann. Eine bestimmte Disziplin beherrschte er vollständig; seinem hohen Berufe entsprechend lebte und webte er in der Theorie wie der Praxis der Militärwissenschaft. Es werden nicht Viele sein, die ihre Jünglings- und Mannesjahre mit solchem Ernst wie er ihrer Wissenschaft gewidmet haben. Also war er kein Dilettant. Er mußte sich am Schönen zu erfreuen und ist der Erörterung wissenschaftlicher Fragen oft und gern gefolgt.“ Hier ist das Element genannt, welches der Gleichmacherei entgegenzusetzen ist. Fachbildung muß zuerst geboten werden, und sie muß der Ausgangs- und Anknüpfungspunkt für alle fortschreitende Bildung sein; in konzentrischen, immer weiteren Kreisen hat sie sich an jene anzuschließen. So wird der Dilettantismus, der die Folge aller Gleichmacherei ist,

abgewehrt und zugleich jene Ehrfurcht vor der Wissenschaft erzeugt, die aufgeschlossen und bescheiden zugleich macht.

Aber noch eine dritte Gefahr ist ins Auge zu fassen, und sie entspringt aus dem besonderen Charakter des modernen Bildungsstrebens, als eines Strebens nach Erkenntniß des Wirklichen. In diesem Streben liegt ein hohes Gut, aber wenn mit ihm nicht eine starke sittliche Bildung verbunden ist, so wird es schädlich. Goethe sagt einmal von einem seiner Freunde, daß er mehr Talent und Wissen habe, als er nach dem Maß seiner Charakterstärke ertragen könne, und an einer anderen Stelle spricht er das tiefe Wort aus: „Alles, was unseren Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.“ Kurz und schlagend ist hier formulirt, worauf es ankommt; die Aufgabe aber, die damit unserem Bildungsbetriebe gestellt ist, ist die ernsteste. Wir sollen wissen, daß wir mit allen unseren vortrefflichen Einrichtungen zur Verbreitung der Kenntnisse und der Wissenschaft nur erst die Hälfte unserer Aufgabe, ja nicht einmal die Hälfte, geleistet haben. Wenn wir es nicht vermögen, auf den sittlichen Zustand derer, die wir unterrichten, einzuwirken, so betreiben wir eine gefährliche Sache. Gewiß liegt in einem ernstem Wahrheitsstreben und in der Beschäftigung mit der Wissenschaft selbst schon ein hohes sittliches Element, aber es muß auch hervorgeholt und dem Hörenden zur Darstellung gebracht werden. Es ist vor Allem die Persönlichkeit des Lehrenden selbst, die von der sittlichen Kraft der Wahrheit gestählt sein und einen Eindruck von ihr hervorrufen muß; denn auf jeder Stufe des Unterrichts, auch auf den höheren, ist die Persönlichkeit des Lehrers von entscheidender Bedeutung. Lernen können wir alles Mögliche aus Büchern und aus unpersönlichen Ueberlieferungen, gebildet werden können wir nur durch Bilder, durch Persönlichkeiten, deren Kraft und Leben uns ergreift. Daß aber in dieser Hinsicht der gegenwärtige Betrieb der Bildung Vieles zu wünschen übrig läßt, wer kann das leugnen? Zu dem heutigen Betriebe der Wissenschaft muß die volle hoffende, liebende, sittlich starke, glaubende Persönlichkeit hinzutreten, reifer ausgebildet und lebendiger als je früher. An ihr muß es den Schülern deutlich werden, daß alle tiefere Bildung Umbildung ist, schmerzliche, aber befreiende Umbildung: es muß etwas Altes untergehen und etwas Neues wachsen und werden.

Im engsten Zusammenhange damit steht noch ein Anderes, und es ist die Hauptsache: alle wahre Bildung strömt aus der Quelle einer geschlossenen Weltanschauung und hat schließlich nur soviel Wert als sie eine solche ausbaut. Eine geschlossene Weltanschauung kann aber nur eine idealistische sein, d. h. sie muß in der Ueberzeugung wurzeln, daß der Wert des persönlichen Lebens und die sittliche Selbstgewißheit allem bloß Naturhaften übergeordnet ist und daß wir, wie wir in Gott leben und weben, so auch ihm Rechenschaft schuldig sind. Aber durchdringt eine solche Weltanschauung, d. h. ein feiner Sache gewisser Glaube heute die geistigen Führer unseres Volkes? Wer kann das behaupten? Seit dem Untergang der Aufklärung am Anfang des 19. Jahrhunderts haben wir keine einheitliche, uns hebende und erhebende Weltanschauung mehr. Weder die Restaurationen des kirchlichen Glaubens noch die großen idealistischen Systeme haben eine solche für unser Volk zu schaffen vermocht. Dieser Zustand, der schon lange anhält, die Glaubenslosigkeit sowohl wie die Glaubenszerissenheit, ist der tiefste Schaden in unserem heutigen Dasein; er ist die Ursache unserer Schwäche in jeder Hinsicht, unserer Schwäche auch gegenüber dem politischen Religionsystem des Katholizismus. Den Materialismus haben wir als System so ziemlich überwunden; man kann sagen, die Zeit und der heilende Einfluß der Natur haben diese Krankheit geheilt; aber deshalb sind wir noch lange nicht gesund; denn eine solche Heilung schafft keine wirkliche Gesundheit. Es ist kein Theologe, sondern ein Gegner derselben, der Philosoph John Stuart Mill, der in seiner Selbstbiographie folgende Worte geschrieben hat: „Wenn die philosophischen Geister der Welt nicht länger an ihre Religion glauben oder nur mit Modifikationen daran glauben können, welche den Charakter derselben wesentlich verändern, so beginnt eine Uebergangsperiode schwächer Ueberzeugungen, gelähmter Verstandskräfte, lauer Grundsätze, die kein Ende nimmt, bis eine Erneuerung bewirkt ist, welche zur Entwicklung eines religiösen oder rein menschlichen Glaubens führt. So lange dieser Zustand anhält, hat alles Denken und Schreiben, das nicht auf eine solche Erneuerung hinarbeitet, sehr wenig anderen als momentanen Wert.“ Lassen wir „einen rein menschlichen Glauben“, unter welchem ich mir im Gegensatz zu einem religiösen nichts vorzustellen vermag, bei Seite, so hat Mill

den gegenwärtigen Zustand und das, was zu geschehen hat, sehr richtig beschrieben. Man erwarte ja nicht, daß der bloße Betrieb der Einzelwissenschaften hier etwas ändern kann. Weder die Wissenschaften noch die Wissenschaft vermag hier etwas. Zur Einkehr in die eigene Seele muß man die Menschen aufrufen, damit sie neben den ungeheuren Wirklichkeiten, die durch die Kenntniß der Wissenschaften auf sie eindringen, die Wirklichkeit der Wirklichkeit nicht übersehen oder vergessen. Diese Wirklichkeit aber sind zunächst sie selbst, ihre Seele, ihr über die Natur erhöhtes Dasein. Das ist freilich kein Wissen, sondern ein Glauben, weil es nur als werdende und strebende Ueberzeugung vorhanden ist; aber es ist die Kraft alles geistigen und schließlich auch alles sozialen Seins. „Das Charakteristische des Glaubens ist der Antrieb zum Schaffen, das Charakteristische des Unglaubens ist die Zerstörung der Schaffensfreudigkeit, die Leugnung des schöpferischen Berufes, das Zurückwerfen der Menschheit auf das unmittelbare Sein und den unmittelbaren Trieb, der Ueberdruß an der Vergeistigung des Daseins und endlich am Dasein selbst.“ Weil nun die heutige Wissenschaft — und sie kann nicht anders — überall auf die Anfänge zurückgeht und überall, der genetischen Methode folgend, die Dinge auf ihre primitivsten Elemente und auf den niederen Ort, wo sie entstanden zu sein scheinen, zurückführt, so vermag sie in der That schwache und haltlose Geister übel zu verwirren und scheint solchen, die an ihre eigene Wertlosigkeit schon so wie so glauben, eben diese noch zu bestätigen. Dieser Zustand ist gewiß nicht unüberwindlich — es wird die Zeit kommen, da man erkennen wird, daß die Entwicklungen in Wahrheit wie fortgesetzte Schöpfungen wirken, in denen neue Größen und Werte entstehen, — aber er ruft uns auf, alle unsere Kräfte anzuspannen, um ihm zu begegnen. Nirgendwo dürfen wir es geschehen lassen, soweit es in unsern Kräften steht, daß Wissenschaft gelehrt und Bildung verbreitet wird, ohne daß zugleich das sittliche Selbstbewußtsein gekräftigt, die innere Zusammenfassung der Persönlichkeit gestärkt und das Leben mit Ewigkeitsgehalt erfüllt wird. Nirgendwo dürfen wir dies geschehen lassen, am wenigsten aber dort, wo wir Kenntnisse über den sozialen Aufbau und das soziale Leben verbreiten. Unter allen Parolen, die ausgegeben worden sind, ist keine bedenklicher als die, man müsse das soziale Leben vorherrschend oder ganz

ausschließlich als wirtschaftliches betrachten und man müsse das wirtschaftliche eben nur als wirtschaftliches ins Auge fassen. Diese Parole ist erstens bedenklich, weil sie falsch ist, und sie ist ferner verhängnisvoll, weil sie blinden und trivialen Vorurteilen entgegenkommt und den sittlichen Aufschwung lähmt. Die sie ausgeben in gutem Glauben, durch diese Betrachtung die Dinge zu vereinfachen und leichter Gehör zu finden, wissen nicht, was sie thun; zum Glück werden sie selbst durch ihr eigenes Verhalten widerlegt. In der Tiefe aller großen sozialen Fragen und aller Erkenntnisprobleme stößt man auf das sittliche Element und damit auf das religiöse. Vernachlässigt man sie, so schädigt man die Wirklichkeit der Dinge und die Menschen. Aber auch das hilft uns nichts, daß wir etwa das Weltbild, welches uns die Kenntniß der äußeren Dinge bietet, durch allerlei ästhetische Gedanken aufzufrischen und zu idealisieren versuchen: bei schärfer Blickenden werden wir damit wenig gewinnen, und das, worauf es ankommt, wird doch nicht erreicht. Dem persönlichen Werte der Menschenseele und ihrem inneren Leben, aber auch jener brüderlichen Verbindung der Menschen, die als Ideal vor uns liegt, entspricht nur der christliche Gottesgedanke: Gott ist der Herr und Er ist die Liebe. Wie wir von ihm und zu ihm geschaffen sind, so soll auch unsre Erkenntniß und Bildung in ihm begründet bleiben. Diese Gesinnung erhebt uns aus dem Vergänglichen ins Dauerhafte und Ewige; sie adelt auch die geringste Arbeit und vernichtet jeden bloß scheinbaren Wert. In dieser Gesinnung sollen wir schaffen und bilden.

Die sich in diesem Kongresse zusammengefunden haben, sind allesammt der Ueberzeugung, daß dem so sein soll und daß wir in freiem Anschluß an die Ueberlieferungen unserer evangelischen Kirche, wie es Protestanten gebührt, diese Aufgabe zu erfüllen haben. Aber wie viel ist hier zu thun, und wie gering sind Sorge, Fleiß und Anstrengung! Das moderne Bildungstreben hat uns das weiteste Feld geöffnet, und Niemand kann sich damit entschuldigen, daß er nicht auf Fels oder unter die Dornen säen wolle. Bereitschaft zu hören, zu lernen, auszutauschen und zu erwägen ist vorhanden. Mit den sozialen Problemen ist auch der Sinn für die tiefsten Fragen des Menschenlebens lebendig; denn sie hängen aufs engste zusammen, ja sie sind eins. Unser ist die Schuld, wenn das moderne Bildungstreben schließlich an sich selbst

verzweifelt, wenn es die Nahrung nicht erhält, welche es sucht, oder nur eine Nahrung, die nicht mehr nährt, wenn es in Ueberdruß und Skeptizismus ausmündet, wenn ihm die Wirklichkeit schal und die Wissenschaft fruchtlos erscheint. Dahin darf es nicht kommen. Möge auch der heutige Tag an seinem Teil dazu beitragen, das Gefühl der Verantwortung unserem Volke gegenüber zu erhöhen und unsre Kraft zu stärken!

Alle Entdeckungen, alles Wissen, im Momente so berauschend, wird rasch trivial und wirkungslos; wenn es aber zugleich den inneren Sinn vertieft und belebt, ihn umbilden hilft zu einem höheren Sein, so hat es ewiges Leben in sich.



## Tagebuchblätter von A. G. Graf aus der Zeit der Züricher Staatsumwälzung 1798.

---

Die nachstehend veröffentlichten Tagebuchblätter aus der Zeit der Züricher Revolution interessieren durch die mannigfachen Einzelheiten, die der Verfasser selbst beobachten konnte oder in regem Verkehr mit zahlreichen angesehenen Zürichern unmittelbar erzählen hörte, durch die überall eingestreuten Mitteilungen über die Meinungen und Empfindungen, die wechselnden Hoffnungen und Befürchtungen des Tages, die ein lebendiges Stimmungsbild vor unseren Augen entrollen. Das wäre freilich noch kein zureichender Grund, diese Aufzeichnungen über die Staatsumwälzung in einer Schweizerstadt gerade in der „Baltischen Monatschrift“ zur Mittheilung zu bringen. Die Berechtigung dazu liegt vielmehr in der Persönlichkeit des Verfassers, eines Einländers, zu dessen Lebensgeschichte diese Blätter bereits vor einigen Jahren einen Beitrag gebracht haben \*), — des Malers und Dichters Karl Gotthard Graf.

In diesen neuen Aufzeichnungen aus seinen Tagebüchern lernen wir Graf auch von einer neuen Seite kennen; er tritt uns als ein begeisterter Anhänger der Freiheitsideen seiner Zeit entgegen, wie auch die meisten seiner Freunde Anhänger einer auf dieser Weltanschauung aufgebauten Ordnung der Dinge waren. Er liebte die Schweiz mit aller glühenden Begeisterung eines Poeten und Künstlers; die Natur und die Menschen waren ihm lieb in seinem „zweiten Vaterlande“. Und so nimmt er auch an allen politischen Vorgängen, an der ganzen Entwicklung der Dinge einen so lebendigen Anteil, als sei er ein geborener Schweizer, und einen so innigen, als es einem in den weltbürgerlichen Ideenkreisen allgemeinen Menschentums herangewachsenen Manne jener philosophirenden Zeiten nur möglich war.

---

\*) Vgl. „Balt. Monatschr.“ 1899, S. 270 ff.

Karl Gotthard Graß war bekanntlich am 8. Oktober 1767 im Pastorat Serben geboren. Seine gymnasiale Ausbildung erhielt er auf dem Lyceum in Riga, dann bezog er 1786 die Universität Jena, wo er sich für Theologie inskribiren ließ. Aber wenn er dieses Studium erwählte, so geschah es mehr, weil es der Wunsch seiner Eltern war. Denn schon früh war in ihm, bei seiner Empfänglichkeit namentlich für die Schönheiten der Natur, eine lebhaftige Hinneigung zur Kunst hervorgetreten. Und dieser Neigung hat er sich ja schließlich auch ganz hingegeben. Zwar wurde er, nachdem er 1791 aus Jena in die Heimat zurückgekehrt war und einige Jahre sich besonders mit Zeichenunterricht beschäftigt hatte, Pastor in Sunzel. Allein nicht lange hielt es ihn hier; 1796 nimmt er seinen Abschied und reist hinaus, nach Zürich, um sich der Kunst zu widmen. Hierher zog ihn vornehmlich der Maler Hefß, den er bereits von früher her kannte. Hefß hatte ihn einst, als er noch Student in Jena war, Goethe vorgestellt, der ihn mit freundlichem Wohlwollen empfangen und ihn zur Fortsetzung seiner Studien in der Landschaftsmalerei ermuntert hatte. Aber auch sonst hatte Graß nach Zürich bereits mancherlei Beziehungen. Schon 1790 hatte er mit einem Freunde eine Reise in die Schweiz gemacht und damals bei Zürich in dem Landhause des Kunstmeisters Wegmann gewohnt. Der Professor Faesi, Pfarrer Escher in Pfäfersikon und der Maler Heinrich Pfenninger waren seine Studienfreunde. Als er nun im Juli 1796 wieder in Zürich anlangte, wurde er von allen seinen alten Bekannten mit größter Herzlichkeit begrüßt. Bald lernte er auch den Ratsherrn Schulthefß und Lavater kennen. Er lebte sich rasch ein und begann sich ganz heimisch zu fühlen, obzwar auch mancherlei ihm anfangs befremdlich erschien. „Ganz Zürich“, schreibt er unter Anderem im Nov. 1796 in seinem Tagebuch, „gleichet, am Sonntag wenigstens, einem Kloster. Alles ist schwarz gekleidet. Während dem Gottesdienst ist Todtenstille; niemand darf sich auf den Straßen sehen lassen, oder er riskirt von einem Weibel, der dazu umhergeht, angehalten oder angezeigt zu werden. Ebenso sind die Visiten der Frauenzimmer; sie gleichen geheimen Staatsaudienzen oder Besuchen im Reiche der Schatten. Selten läßt sich auch bei einer Visite, die man dem Manne macht, die Frau des Hauses sehen. Ich wüßte keinen besseren Ort, wenigstens für einen Fremden, Frömmigkeit,

Ehrbarkeit und Enthaltſamkeit jeder Art zu lernen, als Zürich. Das Beisammensein und Zusammenkommen der Bekannten hat bestimmte Zeiten und Orte. Man genießt aber unter Männern höchstens ein Glas Wein und eine Pfeife Tabak. Kaffee oder eine Mahlzeit mit einander zu nehmen, erfordert schon außerordentliche Veranlassungen.“ Aber einer so anspruchslosen und feinfelicitäten Natur, wie der feinen, waren diese Dinge nicht die Hauptsache, sondern gleichgestimmte, befreundete Menschen, und so gab er sich bald auch mit den ungewohnten Verkehrsformen zufrieden und fühlte sich wohl.

Eine ausgedehnte Studienreise durch die Schweiz und Graubünden führte ihn auch zu längerem Aufenthalt nach Sils zum Präsidenten v. Salis, mit dessen Frau ihn eine schwärmerische, aber die aus dem wogenden Gefühlsüberschwang gelegentlich einmal auftauchenden Klippen der Leidenschaft glücklich umschiffende Freundschaft verband. Im Dezember 1797 kehrte er wieder nach Zürich zurück. Hier nun setzt der Teil seines Tagebuches ein, der speziell die Züricher Ereignisse jener Tage behandelt.

Wie allenthalben in der Schweiz, so waren die Wirkungen der französischen Revolution auch im Kanton Zürich nicht spurlos vorübergegangen, und manch' einer rüttelte in Wort und Gedanken an der alten Ordnung der politischen Dinge. Schroff trat der Gegensatz zwischen Stadt und Land zu Tage. Dort waren alle Gewalt und politischen Rechte konzentriert, hier die alten verbrieften Rechte in Vergessenheit geraten. Seit dem 17. Jahrhundert war die Landschaft kein Mal mehr in öffentlichen Angelegenheiten befragt worden. Die städtische Aristokratie schien fest gewurzelt. Und indem der Rat „es verschmähte, mit den Unterthanen zu beraten, kühlten sich auch Zuneigung und Vertrauen gegenseitig ab. Die Herren gewöhnten sich bald, von der Bildung der Landleute gering zu denken, sie als eines Vormundes oder Zuchtmeisters bedürftig anzusehen und ihre herkömmlichen Rechte so weit als möglich zu schmälern.“

Jetzt aber erwachte man wie aus dem Schlafe und man erinnerte sich dessen, was man verloren. Das trat namentlich in dem „Stäfner Handel“ 1795 deutlich hervor. Die Leute von Stäfa (am Züricher See) forderten die Rückgabe und Wiederherstellung der alten Freiheitsbriefe von 1489 und 1532. Die meisten

Bestimmungen dieser Briefe waren freilich schon veraltet und ohne Schädigung der ganzen Verwaltung nicht mehr zu verwirklichen. Die Hauptpunkte waren aber auch jetzt noch lebensfähig und stimmten durchaus zu den freiheitlichen Anschauungen der Zeit über die bürgerlichen Rechte. So das 1489 gewährte Recht, in schweren Fällen Bitten an die Obrigkeit richten zu dürfen, und die Bestimmung von 1532, daß die Obrigkeit kein Bündniß schließe und keinen Krieg anfangen ohne Einwilligung der Landschaft und daß sie überhaupt alle wichtigeren Sachen den Gemeinden vorlege. Aber der Rat und die städtische Bürgerschaft wollten keins ihrer Vorrechte preisgeben und die ganze Bewegung wurde mit rückfichtsloser Gewalt unterdrückt. Eine Anzahl der einflußreichsten Stäfner wurde gefänglich eingezogen und nicht wieder freigegeben, andere mußten ihre Person außerhalb des Kantons in Sicherheit bringen und durften nicht wagen in die Heimat zurückzukehren.

Aber das einmal entfachte Feuer glimmte unter der Asche kräftig fort. Dazu kam dann die direkte Einmischung Frankreichs. In Oberitalien war eine Republik nach der andern nach dem Muster Frankreichs und in dessen Abhängigkeit errichtet worden, und jetzt zog General Bonaparte auch die Schweiz in den Umkreis seiner Pläne, auch sie wollte er in die Reihe der französischen Vasallenstaaten aufnehmen, welche die „große Republik“ nach Osten hin zu decken bestimmt waren. Und dazu sollte ihm die Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes dienen. Die vorhandenen demokratischen Tendenzen mußten kräftig gefördert werden. „Die Schweizer Demokraten sollten ihm ihr Vaterland selbst überliefern.“ So kam der Stein ins Rollen. Auf einer Rundschäftsreise durch die Kantone überzeugte sich der Geschichtsschreiber Johannes v. Müller „von der Leichtigkeit, die Wünsche der französischen Republik ohne eine besondere Erschütterung zu verwirklichen.“ Man könne nacheinander, meinte er, „die Kantone und Städte demokratisiren, ohne andere Antriebe als den allmächtigen Einfluß des Direktoriums.“ Basel machte den Anfang; hier wurde im Dezember 1797 eine Kommission niedergesetzt, um Vorschläge zur Gleichstellung der Stadt- und Landbewohner auszuarbeiten.

In Zürich erinnerte man sich im Hinblick der herannahenden Gefahr des alten Brauchs der „Volksanfragen“. Die Regierung beschloß am 17. Januar 1798 Abgeordnete in den Kanton zu

senden, um dem Landvolk bekannt zu geben, daß man allen billigen Forderungen zu entsprechen geneigt sei. Aber schon war es zu spät. Im Volk drängte man nach Umwälzung und forderte völlige Freiheit und Gleichheit. Die Maßregel vom Januar 1798 bildete den Anfang zu dem nun rasch erfolgenden Umsturz des Alten und zur Anbahnung einer Entwicklung, die eine stete Mitwirkung der Landschaft in politischen Dingen ermöglichte. Am 12. April erfolgte die Proklamation der helvetischen Verfassung, durch die der Bund der Eidgenossen in eine helvetische Republik umgewandelt wurde.

\* \* \*

Die ziemlich umfangreichen Graßschen Aufzeichnungen konnten natürlich nur in verkürzter Form wiedergegeben werden. Namentlich die zahlreich eingeflochtenen Reflexionen und psychologischen Analysen persönlicher Seelenstimmungen, wie sie aus der jenem Zeitalter so häufig eigenen Neigung zur Selbstbeobachtung hervorgingen, die vielen pedantisch aus den Tageserfahrungen abstrahirten guten Lebensregeln u. ä. — alles das durfte und mußte selbstverständlich als gänzlich belanglos fortgelassen werden. Wir teilen das Tagebuch bis zu jenem Zeitpunkte mit, wo Graß Zürich verläßt, Ende März 1798, in der Absicht nach Italien zu gehen. Dieser Plan wurde zunächst freilich durch die unsicheren Verhältnisse in Italien zur Ausführung gebracht werden. Graß ist darnach dauernd dort geblieben, erst in Sizilien, das er zusammen mit dem deutschen Schriftsteller Phil. Jos. v. Rehfues bereiste, dann in Rom, seine Zeit unter allerlei litterarische Arbeiten\*) und Landschaftsmalerei teilend, in freundlichem Verkehr mit Künstlern und Gelehrten, namentlich auch in dem Hause Wilhelm v. Humboldts. In Rom ist er dann auch 1814 gestorben, ohne seine Heimat wiedergesehen zu haben.

---

\*) Außer zahlreichen, hier und da in verschiedenen Zeitschriften gedruckten Gedichten — eins der gelungensten davon, „Der Rheinfluss“, veröffentlichte Schiller in seiner „Thalia“ — hat er unter Anderem mehrere Schriften zur Malerei und eine Sizilische Reisebeschreibung geschrieben (2 Teile. Stuttg. 1815). Sein ziemlich umfangreicher handschriftlicher Nachlaß befindet sich gegenwärtig in Händen des H. Oberlehrers H. Diederichs in Mitau.

## Tagebuch.

Den 19. Dezember 1797. Wieder in Zürich angekommen. Die Leute in Wegmanns Hause empfingen mich freundlich herzlich. Faesi kam Abends voll Leidenschaft in Hoffnung des guten Gelingens seiner Zunftrede über notwendige Verbindung der regierenden Klassen mit dem Volke. Es behauptete auch mit Zuversicht die versprochene Loslassung der Gefangenen <sup>1)</sup>. Freilich sollte man es nach der Lage der Zeiten vermuten; doch nach meiner Menschenkenntniß ist Faesi der Dürpe seiner Gutmütigkeit, Leidenschaft und Eigenliebe und glaubt zu lenken, wo er nur am looser gehaltenen Zügel gelenkt wird.

Den 20. Dezember. Ich las die vortrefflichen Briefe von Müller <sup>2)</sup> an Faesi über die jetzige Lage der Dinge und war wie in die Zeiten der Reformation versetzt. Wie klingt doch die Sprache eines kenntnißreichen Mannes, der hellen Kopf hat und es redlich mit seiner Sache meint, in Augenblicken einer Gefahr, oder da seine Seele stärker bewegt wird, so gewaltig.

Den 22. Dez. Lavater soll zuverlässig beim Bürgermeister Kilchsperger für die Gefangenen gesprochen haben. Anfänglich suchte man ihn kalt abzufertigen, aber hernach versprach man zu sehen, was zu thun wäre. Er sagte, er begehre nicht für sich das Zutrauen, doch wenn man es ihm schenke, wolle er zu den Gefangenen gehen. Er lasse sich aber nicht vorschreiben, was er reden solle, doch wolle er es vorher sagen. Er wolle zu Bodmer <sup>3)</sup> sagen, er sei ein Märtyrer für eine gute Sache gewesen, sein Zweck sei nun erreicht, es werde größere Freiheit erteilt, das müsse ihn beruhigen und seine Leiden vergessen machen; ob er denn aber auch nicht eine Ergebenheit gegen eine Obrigkeit fühlen könne, die so billig sein wolle. Dies halte er für die einzige Art, auf seine Ideen zu wirken. Nach einiger Zeit fragte Lavater einen der Herren des Rates, wie's auch mit der Loslassung stünde. „Behüt es, Herr Pfarrer, das wäre das größte Unglück; wenn's noch die Rede von größeren Handelsfreiheiten wäre.“ „Das ist man ihm von Rechts wegen schuldig“, sagte Lavater. — Wie die Furcht vor

<sup>1)</sup> d. h. der gefangenen Stäfner.

<sup>2)</sup> Johannes von Müller, der Geschichtsschreiber.

<sup>3)</sup> Einer der gefangenen Stäfner.

Frankreich schwindet, schwindet auch die Geneigtheit, die Amnestie zu erteilen. Freilich hat es Schwierigkeiten, doch würden die Stäfner selbst mit einer Petition einkommen, im Falle man geneigt wäre.

Den 23. Dez. Ich las das Memorial der Stäfner an die acht alten Orte; trefflich geschrieben.

Sonntag den 25. Dez. Besuch beim jungen Architekt Escher. Abendgesellschaft bei Zunftmeister Wegmann; Hoffnungen; echt bürgerliche Gefinnungen. Ich bin nicht ruhig, sagte Pfarrer Brunner, bis nicht Industrie frei und die Gefangenen nicht los sind.

Den 26. Dez. Die guten Hoffnungen entschwanden bald wieder. Wie soll man auch von alter Herrschsucht Nachgiebigkeit erwarten. Ich hatte es Jaesi vorausgesagt, daß man es eher zum Neuffersten kommen lasse, als sich das Dementi durch Amnestie geben würde. Der Mut der Aristokraten stieg und sank, nachdem es von außen tönte. Bedenklich war man über die neue Aufschrift an das „Directoire de la Suisse“ und über den „le peuple Suisse“. Nie hörte man mehr von edler Denkungsart, Vaterlandsliebe und Vaterlandstreue als in den Tagen des Schreckens.

1. Januar 1798. Nachrichten aus Narau von den Gesundheiten auf Tell, Schweizereinigkeit, Zürich zc. Komödie! die doppelt lächerlich ist, wenn man die Individuen und ihre Denkungsart kennt. Ebenso lächerlich ist's, wenn bei jedem Anlaß die Ausdrücke Vaterlandstreue, Edelmut zc. gebraucht werden und dem lieben Gott immer ein Kompliment gemacht wird. Daneben werden die weisen Maßregeln der gnädigen Herren nicht vergessen. Welche Masken spielen in der menschlichen Gesellschaft, wie viel Zeit geht mit den elenden Formalitäten verloren.

Den 6. Jan. Mittagessen bei Pfenninger. Abends wurde R[at] und B[ürger] angesagt. Ich hatte dabei ein eigenes Gefühl, indem ich mir das Interesse und die Unruhe einer ganzen Stadt vorstellte, ein republikanisches Gefühl.

Den 7. Jan. Ein herrliches Fest, als der würdige Zunftmeister kam. Er hatte ein Billet der unruhig harrenden Frau geschrieben. Auch das mahnte mich an alle bürgerliche Verfassung. Die Frau nahm ihm Mantel und Krage ab. Die Suppe mußte warten. Der Zunftmeister erzählte, wie beunruhigende Berichte

über das Pays de Vaud eingelaufen, durch Erklärung des Directoire, daß für jede Vergreifung an einem, der sich ans Directoire wenden wolle, der Magistrat von Bern verantwortlich sein sollte. Auf diese Nachricht hat Uri, Schwyz, Unterwalden, die Gut und Blut daran hatten setzen wollen, ihr Hülfsanerbieten restringirt. Der Zunftmeister Wegmann ging von diesem Vergleich aus, wieviel man sich in Zeiten der Gefahr auf solche Versicherungen zu verlassen. Er bäte daher ergebenst, demütigst und unterthänigst, wenn man wolle, daß man auch strebe, den Frieden im Inneren herzustellen.

Es herrschte Todtenstille; feurige Blicke fielen auf ihn. Rathsherr Mais sprach warm und gründlich für die Sache und bewies, daß es unentweg der Ehre M. G. S. (Meiner Gnädigen Herren-der Rat) zuwider sei und keinen Aufschub leide. Gerichtsherr Drell unterstützte ihn. — Ein Landmann, ein wackerer Mann, der keine Furcht hat, ging zu Pfarrer Lavater und bat ihn, wie doch auch den armen Gefangenen zu helfen wäre? Lavater sagte: „ja, das ist auch mein Wunsch, daß freier Handel und Einigkeit hergestellt werde. Aber wisset ihr was, ganget dahei, und wenn ich's üch saga lo, so kimmnet inne.“

Den 8. Jan. Privatbrief aus Liestal [Dorf bei Basel]: Die Bauern nannten sich in der Schenke citoyens und sagten, sie wollen freie Schweizer sein. In Basel, scheint es, wird mit Municipalisation der Anfang gemacht werden. Man trank mit Mengaud [dem französischen Regierungskommissar, der seit September 1797 in Basel war] auf Untergang der Oligarchie, auf die Franken, das Direktorium &c.

Brief von Stapfer [einem der verbannten Landleute]: Es muß uns Recht werden, nicht als Gnade, sondern als Recht. Wir haben uns an die alten acht Orte vergebens gewandt gehabt, — jetzt haben wir einen Kanal zum Direktorium und man wird müssen, was man nicht will.

Man hat den Stäfnern und Seebauern sogar streng verboten, durchaus mit keiner Bittschrift für die Gefangenen einzukommen. Der alte Bodmer ist so fest, daß seine eigenen Kinder (die nie allein zu ihm dürfen; einem Zwölfjährigen von den Kindern, das sein Liebling ist, wurde es abgeschlagen, darüber weinte der alte

Mann) sagen, sie dürften ihm nicht unter die Augen kommen, wenn er es wüßte, daß sie für ihn suppliziren würden oder es gethan hätten.

In Bern hat man diejenigen, die gegen die Regierung geschrieben hatten, von der Amnestie ausgeschlossen. Diese sind jetzt ihre eifrigsten Gegner. — Diese Sachen sollen mir ein Leitfaden zur Uebersicht einer merkwürdigen Zeit sein, wenn sich die Dinge entwickeln werden. Meine gute Lage, in der ich verborgener Zuschauer bin, drängt mich dazu.

Den 11. Jan. Arret des Direktoriums an Mengaud in drei Artikeln, bei dem Kanton Bern anfragen, ob es wahr sei, daß sie Truppen marschiren und diejenigen arretiren lassen, die aus Gemeinden sich geweigert, gegen die französische Republik zu fechten. Extrablatt. — Gebet der Berner Aristokraten, anonym gedruckt. — Brief von einem Bauern aus dem Baseler Gebiet: Die Schweiz gleicht einem alten Gebäude, daran sehr lange nicht geflickt ist und das man von Grund auf neu aufzubauen sich entschließen muß, es koste, was es wolle. — Gesinnung der Aristokraten. Gesprächsweise Aeußerungen, z. B.: An einem schadhafte Gebäude soll man nur nicht im Sturm bessern wollen. Alles hängt zusammen. Eine Aenderung zieht unzählige und den Sturz der Konstitution nach sich. Auch die zu leiden meinen, sollten jetzt der Regierung durch Stillschweigen den Schein der Stärke leihen. Durch Absicht auf Freiheit der Gefangenen würde sie fürchten müssen, Schwäche zu verraten und folglich Frankreich doppelt viel begehren. Die Klugen leiten die Zeit. Man muß die französische Nation wie ein Individuum behandeln, keine Grobheit leiden. Erst ist der Franzose höflich, dann grob, dann Herr im Hause. Mit Ehre sterben, wenn man nicht mit Ehre leben kann. Wo ist auch Gefahr im Innern? Die Landleute sind gar anhänglich an die Regierung. — Kann auch ein Mohr seine Haut ändern, mag man von den Aristokraten sagen. Indessen sind sie gefährlich, weil sie sich alle Mittel erlauben. Es ist nur keine Idee von Gerechtigkeit und Recht in ihren Köpfen. Nur die alte Behaglichkeit des Thrones hätten sie gerne.

Den 12. Jan. Bewilligung von Bern zu einer Versammlung der Landesstände im Pays de Vaud. Einmarsch von 15,000 Mann französischer Truppen ins Pays de Gez. Geheime Extra-

Nachricht: Reubels<sup>1)</sup> Schwager im Elsaß reiste nach Paris und hat vom Direktorium eine Note bewirkt des Inhalts: die vertriebenen Stäfner sollen zurückberufen und in ihre Rechte und Güter eingesetzt werden. Mengaud hat es in Marau überreicht. Ein außerordentlicher geheimer Rat hatte schleunig Sitzung.

Den 13. Jan. Es ist im geheimen Rat doch zu der Frage gekommen, ob man ganze oder halbe Amnestie geben soll.

Den 14. Jan. Man muß jetzt wirklich sagen, es ist jetzt Krieg der Meinung gegen Meinung. Die Franken wollen in der allgemeinen Meinungsreform ihre Stärke und Dauer gründen. Der feurige Charakter einer Nation, die Ueberwinderin der halben Welt geworden ist, verträgt keinen Widerstand, und wenn die Franken die Schweiz mit Gewalt zwingen, so ist die Sache herbeigezogen. Ist einmal diese Idee bei ihnen rege, wie es scheint, so kommt Geldinteresse und Revanche gegen mißfälliges Benehmen von Bern, Freyburg, Solothurn ins Spiel.

Den 15. Jan. Eine Schrift — Gespräch zwischen Dufour, Mengaud, Abalasio, — worin sie sagen: „Die Oligarchen und Despoten des braven Schweizervolkes müssen herunter“, wurde dem Bürgermeister Kilchsperger gegeben, der wacker die Perrücke schüttelte.

Privatnachricht vom See, daß man in wenigen Tagen große Dinge erwartet. Die Unverwandten wollten zu den Vertriebenen reisen. Wir kommen zu Euch, schrieben sie. Man fragte J. in Stäfa: Wann kommt Ihr wieder zu uns? In vierzehn Tagen, dann stoßen wir als Brüder an. Dennoch hört man von den Aristokraten nichts als von Verteidigung des Vaterlandes reden und daß man sich eher unter dem Schutt begraben lassen wolle, als die Konstitution ändern. Es sind noch dieselben Köpfe, die im Zwölfer-Krieg die große Glocke vom Abt von St. Gallen lieber als reelle Vorteile haben wollten. Für den Popanz: Ihr Gnaden, Meine gnädigen Herren, die Regierung zc. opfert man die ganze Schweiz lieber auf, riskirt außerdem innere Rache. Es ist unbegreiflich, wie, nachdem die Franken die halbe Welt bezwungen haben, solche Ideen noch vorkommen. Wieder ein Beispiel, wie wenig diese Menschen zu warnen sind.

<sup>1)</sup> Reubel, Mitglied der französischen Direktorialregierung.

Den 16. Jan. Noch war ich nie in einer Gegend, die mit Gefahr derart bedroht war und doch hat das Wort Krieg hier weniger Schreckendes, denn jeder fühlt, daß es nicht lange dauern kann. Es fehlt Alles, am meisten Offiziere. — Es reißt Alles nach und nach. Wie die Franken sich nähern, bekommt man das richtige Gefühl seiner Kräfte, noch ein Schritt, und man läßt den Mut ganz sinken. Das Wenden scheint unmöglich, und siehe, beim ersten Schritt (z. B. Anfang in Basel) geht's. Es ist, wie wenn ein Mensch aus dem Schlaf erwacht. Er glaubt, er könne nicht, ohne noch länger zu schlafen, recht munter und stark werden, wie er heraus ist aus dem Bett, fühlt er, daß es nicht so ist.

Nachricht (vorläufige) von Einrichtung einer Kommission, die den Landleuten die Erlaubniß bewilligen soll, bittweise einzukommen. Haß der Bürgerschaft gegen den Zunftmeister Wegmann, weil er die Landleute unterstütze. Invidiose Namen: französische Partei, französische Grundsätze. Triumphiren der Aristokraten: Sie verfrischen sich schon, die ihre kleine Partei zur allgemeinen Sache machen wollten. So wechselt das Steigen und Sinken des politischen Barometers. Wie die ersten Schreckenseindrücke sich verlieren, nimmt man Bravaden des Unverständes für Kraft und kehrt mit sieben neuen Teufeln in die alte Denkart zurück. Der Erfolg bestimmt doch überall die Meinung des Ganzen. Auch Leute, die fest zu sein glaubten, fangen an zu zweifeln und zuzugeben: es kann sein, daß wir uns irren.

Den 17. Jan. R[at] und B[ürger]. Ernennung einer Kommission, die die Beschwerde der Landleute anhören soll. Man wolle, wurde in der Schrift, die die Art der Einrichtung dieser Kommission enthielt, auch selbst den Strafbaren und Schuldigen Verzeihung angedeihen lassen, wenn sie solche aus den Händen ihrer Obrigkeit annehmen wollten. Lavater hatte hierauf einen Brief („an die reblichsten Stäfner“) geschrieben, den [Ratsherr] Pestaluzz im Regen forttrug. Er enthält die Aufforderung, alles Unglück zu verhüten, aber keine positiven Versprechungen. — Diese Ernennung einer Kommission ist zwar nur eine Sache, die einen guten Schein hat und noch nichts Positives enthält, doch kann dadurch mancher Kopf zum Denken reifen, besonders in der Zeit. — Schrift: Gedrucktes Proklama des sämmtlichen Baseler Landvolkes an die Stadt Basel. Kurze Exposition der Menschenrechte und Obrigkeits-

pflichten. Aufforderung zu einem vereinten Ausschuß 1 von 50 aus Stadt und Land. Dieses ist wirklich bewilligt und das Land hat den Auftrag, seinen Ausschuß zu ernennen.

Den Anfang machte eine Schrift, von sieben unterschrieben, die die enthaltenen vier Punkte vor Gottes Altar beschworen — der Hauptanführer ein philosophischer Greis, der Drismüller genannt. Man hatte in Diesstal die ersten zwei Deputirten fortgejagt. Rathherr Legrand, ein Demokrat, kam mit seinen zwei Bübli und wurde ehrerbietig empfangen, doch behielten die Bauern die Hüte auf; die Knaben präsentirten mit Stöcken und diejenigen, die Gewehre hatten, mit Gewehren. Hierauf sangen eine Anzahl Mädchen zu Orgelgesang ein Schweizerlied: Holde Eintracht. Welch eine Erscheinung eines besseren Genius, der die Sache Helvetiens zu beraten kommt! der dem Genius der Zeit brüderlich die Hand bietet und den teuer erworbenen, vom Schutt der Aristokratie bedeckten Stamm der Schweizerfreiheit in einem Nebensproßling retten will, dem jener bei seinem Verdorren seine Säfte zuströmte. Hier habe ich das Gefühl: der Geist der edlen Alten ist nicht verschwunden, er wird in der Form dieses Zeitalters in einer Jugend aufblühen, die seiner früheren Kindheit würdig ist. Es werden Kraft und biederer Gefühl, Ruhe und Harmonie sich verbinden, und ein glückliches Volk wird in dem Lande wohnen, wo der Odem der Natur stärker und reiner wehet, als rings von seinen Bergen weg.

Den 18. Jan. Verschwinden der Kriegsfurcht. Einmütiger Wille der Landleute in den Krieg zu gehen, hauptsächlich wegen der Greuel in Schwaben. Man würde den todtschlagen, sagte mir Pfarrer Vogel, der anders dächte oder sagte, er wolle nicht gehen; einer sagte: „wenn ich doch nur einen bessern Hauptmann hätte und daß man nur erlaubte, ein wenig aus dem Glied zu treten, daß ich recht zuschlagen könnte.“ Es scheint, die Bauern stellen sich das Kriegsführen wie Korndreschen vor. Nachricht aus Basel von Verstreuung unzähliger Blätter, worin die Bauern eine Verfassung auf französischem Fuß verlangen und erklären, nur für den Fall sich als Schweizer in allen Gefahren des Vaterlandes zu betragen, wenn die andern Kantone ihnen nicht hinderlich, sondern beförderlich sein würden.

Den 20. Jan. Die Proklamation an das Landvolk ist voll Eigenruhm und so konditionirt — „wenn es billig — wenn es dem allgemeinen Besten angemessen ist — wenn die Strafbareren Neue blicken lassen“, — daß es eine wächserne Nase ist. Ein Landmann sagte: „Auf den Bißch tret ich!“ Ein anderer hat gefragt, ob sie schriftlich anbringen dürften. „Nein, nein!“, hatte ihn Säckelmeister Hirzel angefahren, „nur mündlich, und von Amnestie (der Landmann hatte auch darnach gefragt) ist keine Zeit dermalen zu reden.“

Den 21. Jan. Kunstbekanntmachung der Proklamation. Lavater still und zurückhaltend, weil sein Sohn eine Stelle ambirt. Wichtige Nachricht aus Basel von wirklicher Erteilung der Freiheit bei großer Eintracht und Ordnung.

Den 22. Jan. Anfang der Kommission in Rüßnacht. Der Pfarrer Lavater hatte seinen Bruder begleitet und hielt eine lange Rede. Kaum war sie aus, so schrie Alles: Gebt unsere Gefangenen los, gebt unsere Briefe uns zurück, gebt freien Handel, das ist unser aller Wille. Eine Stimme rief sogar: Gebt uns das gestohlene Geld wieder! Das Anbringen des Volkes war fürchterlich. Der Ratsher Lavater versicherte, er wolle thun was er könne, sie sollten nur Gemeinde halten und eine Deputation nach Zürich schicken. „Nein, betteln gehn wir nicht, wir lassen uns nicht arretiren.“ In Weilen wurde das Gedränge in der Kirche nach gehaltener Rede von Lavater so heftig, daß der Ratsherr Lavater auf die Kanzel sich retirirte. Das Volk wiederholte die Forderungen der Rüßnacher und alles Winken half nichts, bis ein Gerber Wunderlich, den man für einen Hauptanführer des Stäfnerhandels gehalten, fragte, ob er ungestraft reden dürfe, indem er auf den Taufstein aufgestiegen war. Das Volk wurde mausstill und er wiederholte das Begehren und schaffte den Herren durch das Volk Platz.

Den 23. Jan. Bericht von Wald, einer großen Gemeinde. Einstimmig und in Ordnung begehrtten sie das Obige, namentlich auch Erstattung der Bußen und versprachen für diesen Fall Gehorsam und Treue. Auf dies Versprechen, sagte jemand, wäre sicherer zu zählen, als auf das der Obrigkeit.

Eindrücke dieser Tage: Freude der demokratisch gesinnten Partei und Beruhigung, weil es ein Werk der Zeit und Natur ist,

das nur in Gang zu kommen brauchte. Stolz und Erbitterung der Aristokraten. Indessen sehen doch mehrere ein, daß man wird nachgeben müssen. Die fünf Eingebener des Memorials kamen mit einem zweiten Memorial ein. Säckelmeister Hirzel wollte es nicht abnehmen. Escher aus dem Grabenhof sagte: es sei nichts sicherer, als Unglück, wenn man nicht helfe. Und dann? Dann gehen wir alle zu Grunde, war die patriotische Antwort. Der Säckelmeister Hirzel mußte endlich das Memorial abnehmen, und zwar, um es vor die Kommission zu bringen. Bürgermeister Wyß antwortete Lavater auf seine allpösitägigen Berichte von Leuten, die aus dem Lande zu ihm kämen, Auszüge aus Briefen zc., „es seien das nur einige wenige, die die Unruhen anzettelten.“ Man glaubt, die Schwyzer wären jeden Augenblick zu Zürichs Befehl, aber nach sichereren Berichten sind sie auch der Meinung: ihr müßt zuvor eure alten Rechte wiederhaben. Furcht herrscht bei Allen, die bei einer neuen Ordnung der Dinge ihr Ansehen und Einkommen zu verlieren haben. Basel: Errichtung des Freiheitsbaumes. Zwölf schöne, weißgekleidete Mädchen sangen. Die Verbindung mit etwas Sinnlichem ist bei dem Revolutioniren eine Hauptsache. Die ersten Gedanken zum Revolutioniren kamen den Basellern durch Urner, Schwyzer und Glarner, die zum Truppenauszug an die Grenze zogen und zu ihnen sagten: wir hätten das Joch längst abgeworfen. Am mehrsten wirkten aber Seebauern von Zürich nach der Geschichte von Stäfa und das Verfahren der Obrigkeit selbst. Als Säckelmeister Hirzel im Jahre 95 sagte: wir haben die alten Briefe unter die Füße getreten, war Zunftmeister Wegmann der Einzige, der Bedenken äußerte, ob auch Siegel und Briefe sich so unterdrücken lassen und ob die Folgen nicht ausweisen möchten, es wäre besser gewesen, man hätte untersucht, ob der Nichtgebrauch der Briefe nicht in den Umständen lag und hätte ihnen freien Handel gestattet. Was und wie wird's herauskommen? Wird man mit halber Nachgiebigkeit zufrieden sein? Wird man Stolz und Kaprice fouteniren wollen? Was werden die Folgen sein? Man kann nichts voraussehen. In Frankreich herrscht eine Stille, die nichts Gutes anzeigt.

Den 26. Jan. In Horgen war das Begehrt der Landleute allgemein wie oben. Ein Statthalter Hopp, der das Bürgerrecht in Zürich erhalten hat und ein Zeitungsträger der Obrigkeit ist

und war, wollte etwas dagegen reden, bekam aber ein Paar Ohrfeigen und wurde zur Kirche hinausgeworfen. Das Zusammenlaufen und Deliberiren der Leute am See wird immer stärker. Sie lassen sogar ihre Arbeit liegen und haben gedroht, sie wollen die Gefangenen holen, wenn man sie ihnen nicht gebe. Auch mehrere Bürger, Chorherren und Pfarrer sind bei einigen Herren gewesen. Sie reden von der Schwierigkeit, die Bürger zu stimmen, aber ohne die größte Noth thun sie nichts. Brief aus Paris von Ebel. Dringende Aufforderung, sich selbst zu reformiren und dem Geist der Zeit nachzugeben. Besser selbst von unten her, als durch Einwirkung fremder Macht. Auch Hofrath Müller bringt auf Regeneration der Zeit. „Ihr selbst werdet an eurem Unglück schuld sein, nicht die Franzosen.“

Den 27. Jan. Berichte betreffend die Kommission. In Marthalen begehrte man Freiheit und Gleichheit der Bürgerrechte. In Mur redete ein Büler von Stäsa so rührend, daß Alles weinte und selbst den Deputirten Thränen in die Augen kamen. Brief vom Pfarrer Deri: Sie wollen nicht bitten, sie fordern und sagen, die Franzosen seien um ihretwillen in der Nähe. — Gemeinde in Meilen: Man wußte sich nicht recht zu fassen, mit einem Male erschien eine Schrift, die gefunden wurde, wo Alles aufgesetzt war. Es wurde ausdrücklich den zwölf Deputirten eingeschärft, nicht zu bitten.

Meine Reflexionen. Seit acht Tagen ist eine ganz andere Welt geworden. Das erste Gefühl, daß man nur durch eigene Begriffe gebunden wird, erwacht dunkel und die Kraft entwickelt sich mit präzipitirender Eile. Man verliert die Furcht vor einem Phantom des Schreckens, das aus seiner furchtbaren Höhe niedersteigt. Man fängt an nicht nur seine Rechte, sondern auch Haß und Rache wegen eingeschränkter Rechte zu fühlen. Man wird stark, um das unangenehme Gefühl voriger Schwäche zu entfernen. Alles dieses geht so blitzschnell, daß die Aeserungen dieser Veränderungen der Vorstellungen nicht anders als gewaltsam und tumultuarisch sein können. Die Sache will offenbart sein. Die erste Form ist ihr die beste. Wenn ich mir denke, daß man noch vor 14 Tagen von einer Gnade und Wohlthat überrascht worden wäre und jetzt von diesem unterwürfigen Sinn zu dem Stolz und Troß emporgestiegen ist: nicht bitten, sondern fordern zu wollen,

so ist in moralischer Hinsicht ein Sprung über ein halbes Säkulum geschehen. Alle Schritte und Maßregeln bringen jetzt, da die Menschen nicht mehr die alten sind, veränderte Maßregeln hervor. Die Obrigkeit muß Riesenschritte im Handeln thun, wie jene es im Denken thaten, oder sie ist verloren. Wenn Naturmenschen gewisse unterdrückte Gefühle herumtragen, so muß der erste Funke ein gewaltiges Feuer entzünden. Das erste freie Wort, das einer dem andern sagen durfte, wurde das Signal. Laut machten sich die Herzen Luft, und das in der Angst gesagte Wort eines Deputirten (Escher): Eure Bitten sollen erfüllt werden, ihr habt ja die Gewalt in Händen! konnte, wenn es aufgefaßt worden ist, ein Gefühl begründen, das nun nichts mehr auszurotten vermag.

Die Zeitumstände und der 18. Fructidor haben dieses alles gemacht und vereiteln Alles, was dagegen geschehen kann. Hat die Regierung noch ein Mittel, sie moralisch zu binden? Wenn es nicht durch ihre eigenen Begriffe geschieht und schnell, so ist nichts zu hoffen. Sie haben gesagt: Das wollen wir und dann sind wir zufrieden. — Das Mal hat Lavater in prophetischem Geiste geredet, als er sagte, in drei Jahren giebt man die Gefangenen heraus und das Strafgeld geht so gewiß zurück, als es hineingekommen ist.

Furchtbar kehren die Schatten der unglücklichsten Tage, da die Redlichen weinten und jammerten und das schon Glück und Gnade hieß, daß kein Blut vergossen wurde, zurück. Jene damals gegen alle Natur unterdrückten, niedergetretenen Gefühle, als die Unschuldigen händeringend bei ihren Henkern bitten und mit zerknirschten Herzen vor ihren Thüren winseln mußten; als die Eisengitter des Rathhauses geschlossen waren, während das Blutgericht saß; als die gedrängten Scharen der zu Tode geängstigten auf der Stiege an einander bebten, während die Fühllosigkeit eines Richters sagen konnte: es wird der Unterschied der Meinungen nicht groß sein, einige wollen das Schwert unter dem Kopf, die Mehrheit aber doch über dem Kopf (Stadthauptmann Ott), — jene Stunden fordern Rache, jene Wunden, die das Innere wild zerrissen, werden bei dem Anblick der Befreiten wieder aufbluten. Denn die Natur läßt nichts unterdrücken. Die erstickte Thräne will abgeweint, der niedergewürgte Fluch ausgesprochen sein. Ihr, die ihr euch Väter nanntet, ihr waret Barbaren geworden.

Handelten so Eidgenossen gegen Eidgenossen, oder Wilde mit Untertanen! Zweihunderttausend Gulden Strafe! Welche Summe! Despotengröße und Rachsucht verschwendete und Unglückliche zahlten. Jene 20 Dukaten, die man einen Mann, den Sonnenwirt in Stäfa, der sie aus der Sparbüchse seiner Kinder brachte, um 7000 fl. zu bezahlen, mit 20 Bierbäznern zu vollen halben Louisdor machen ließ (Irminger, nachdem der junge Säckelmeister Hirzel sie dafür angenommen), schmerzte ihn mehr als die große Summe. Die kleinen Züge, wodurch man Leidende tiefer kränkte, haben glühende Narben zurückgelassen. Gügels von Horgen wurde dadurch, daß man ihn an die Staupe zum Streichen mit Ruten stellen wollte, zum Geständniß gezwungen, er habe sich mit Reden gegen die Obrigkeit vergangen. Wenn diese größtenteils Redlichen, Unschuldigen Sonne, Luft, Menschen wiedersehen, ihre Henker und ihre Freunde, ihre entbehrten Häuser erblicken, wenn sie die verlorenen Jahre und Freuden überrechnen, werden ihnen nicht statt Thränen der Freude, Thränen des Jammers über unwiederbringlichen Verlust in die Augen strömen? und was werden diese Thränen wirken? Die lange von einander gerissenen Herzen schlagen wieder unter dem Himmel zusammen — aber kann Liebe gegen die stattfinden, die sie auseinanderrissen?

Den 28. Jan. Ich war in Lavaters Predigt. Er redete über 1. Buch Moses Kap. 14, Abrahams Bitte wegen Sodom von Gott beraten. Der Schluß war merkwürdig: Jetzt laßt mich in diesen bedenklichen Zeiten, da Gefahr von innen und außen sich mehrt, zwei, wie ich hoffe, bescheidene Bitten wagen: Väter des Vaterlandes, weise, väterlich gesinnte, vergeßet das ungebührliche Betragen der Landleute gegen eure Deputirten; feineren Menschen erscheinen Aeußerungen gröberer Menschen leicht als Bosheit. Sie haben sich vielleicht fortreißen lassen von Schlechteren. Als christlicher Fürbitter stehe ich hier und stehe für sie: Gebt eine vollkommene Amnestie. Kann es der Fall sein, daß um des allgemeinen Wohles und um größere Gefahr abzuwenden, einer gestraft oder mehrere gefangen gesetzt werden, so kann es auch der Fall sein, daß man um des allgemeinen Wohles selbst Schuldigen verzeihe und Gefangene loslasse. Entfernet das immer wachsende Mißtrauen. Er schloß mit einem dringenden Gebet: „Ich bitte Dich, Vater, schone unsere Stadt und unser Vaterland, und wenn

nur fünfzig Gerechte drinnen wären!“ zc. Mir fiel wie ein Stein vom Herzen, daß das gesagt werden durfte. Viele Landleute waren in der Kirche. — Ich ging zum Rathherrn Schultheß. Frau Rathherr Schultheß war furchtsam. Ich sprach bezidirt. Die Begebenheiten haben entschieden. Jetzt ist es Pflicht, freimütiger sich zu äußern. Wie die Ideen des Hochmuts, die nur zwischen Bürgern der ersten und zweiten Klasse eine unausfüllbare Kluft dachten, erschrecken, wenn vom Begehren einer repräsentativen Regierung die Rede ist!

Besuch bei Lavater: Die moralische Masse geht nicht verloren. Die Guten werden besser in Zeiten, wo andere verwildern. Frage, wie sollen auch die Gefangenen herausgelassen werden? Bodmer las die ihm gebrachte Proklamation nicht. Er äußerte nur, das Natürlichste sei, daß er da mit Ehre geführt werde, wo er mit Schande gehen mußte. Wie gerne hätte man diesem den Tod gewünscht. Lavater sagte aber, als er die Gemächer schlecht fand: Um Gottes willen, daß es nicht heiße, ihr habet ihn vergiftet! Lavater wurde ungeachtet der Bürger Verlangen nicht zu ihm gelassen. Lavater wurde wegen seiner Teilnahme fürs Volk gefaßt. Er sagte nur: will ich was für mich? Freude auf das Befreiungsfest. Freude auf einen Besuch nach Stäfa. — Merkwürdige Zeit!

Den 29. Jan. Aber wird es auch morgen vorkommen, fragte man gestern, und was und wie? Wie soll man von Menschen, die nichts thun wollen, mit einem Male Alles erwarten? Ist es nicht natürlicher, daß, da die Begriffe des hohen Herrscherehrgeizes durch Handlungen begründet sind, eine Unbeugsamkeit daraus erfolgen muß, die alle Gewalthaber ins Verderben stürzte. Sie können nur nicht mehr die Stimme des Menschengefühls und der sanften Weisheit hören. Wenn es nun doch geschieht, welch ein Kampf und Ringen in den Gedanken! Ich dachte es mir, als die Frühglocke des Morgens läutete: Mit welchen Gefühlen mag jetzt Bürgermeister Wyß, der bisherige König Zürichs, erwachen! Wie mag ihn stumm knirschende Verzweiflung auf und nieder treiben. Der wurmzerfressene Thron der Hoheit ist seiner Purpurdecke beraubt. Todtengebeine und zerbrochene Fesseln liegen unter dem sinkenden Hohlgerüste — aber die Kraft der Natur erhebt sich im Morgenstrahl wie ein Engel der Gerechtigkeit. Diese Erfahrungen

und Empfindungen im Alter eines Wyß oder Irmingen! O! es ist schrecklich. — Was das Herz wieder tröstet, ist der Blick auf die, die so lange litten. Sie werden Sonne, Frühling und Frühlingsblüte wiedersehen, aus ihren Gräbern erstanden.

Viele Bürger und Landleute standen vor dem Rathause. Allgemeine Erwartung. Vorgang im Rat und B[ürger]. Wyß sagte, er wolle nun einmal den Vorhang aufdecken. Die Gefahr drohe von allen Seiten und es sei die Aufforderung aller Kantone, daß man das Landvolk befriedigen müsse. Es ist nicht mehr darum zu thun, dem Revolutionswagen ein Scheit unterzulagern. Eine Amnestie hilft so wenig, als wenn man weniger thäte. Man müsse etwas, das dem Volke eine Wohlthat, damit verbinden. Er trage also an, um die Grundlage der Konstitution zu erhalten: 1) auf Amnestie, 2) Revokation, 3) Restitution, 4) Rückgabe der alten Siegel und Briefe (eine Reliquie), Freiheit des Handwerks, Zugang zu geistlichen und militärischen Stellen, eigene Wahl der Untervögte (was haben wir von denen?), Eröffnung des Bürgerrechtes, freier Handel. Nur drei wandten gegen Zurückberufung derer, die geschrieben, einiges ein. 44 waren dafür. — Zuletzt wurde eine Kommission ernannt, die morgendes Tages die Gefangenen auf eine ehrenvolle Art entlassen sollte. Vorläufig sollte Antistes Heß es ihnen ankündigen und sie vorbereiten. Keinen Eid der Treue, nur einen Handschlag solle man ihnen abnehmen. Was mag die causa movens, das Motiv aller Motive gewesen sein? Man sagt, ein Brief des Directoire an Mengaud, allen ihre Rechte verlangenden Schweizern 25 tausend Mann Hülfsstruppen anzubieten.

Eindruck. Viele, die viel gelitten hatten, waren still, als wollten sie nun einmal ausruhen. Andere lärmten durcheinander und meinten, das sei nun auch einmal eine Satisfaktion. Ich dachte, jetzt erst wird das Nachweh, unschuldig gelitten und Rechte verloren zu haben, empfindlich und das Verbrechen des Ehrgeizes steht demaskirt. Pfarrer Lavater schreibt seinen Freunden: Ich sehe mit festem Blick einer gänzlichen Auflösung entgegen und glaube, ohne Verabredung wird jeder Gute jetzt zu den Guten stehen. Pfarrer Brunner meinte, der erste Eindruck werde Freude sein, das werde drei Tage lang währen und dann werde man so weit sein, als man gewesen. Die Bauern am See haben einen

Ausschuß von 50 und einen engeren aus diesem von 12 gemacht. Letzterer prüft die Beratungen der ersteren und eine Gemeinde teilt sie schriftlich und durch Expressen der anderen mit.

Den 30. Jan. Man hatte vom vorigen Abend an die ganze Nacht hindurch gejubelt und geschossen, den ganzen See lang hinauf. Jetzt strömten die Menschen von allen Seiten zur Stadt, Freude und Zufriedenheit war lesbar auf den Gesichtern der Menge, nur die denkenderen kälteren Alten sagten sich: es wäre besser, es wär nicht geschehen, und kann man auch Schande abwaschen? Am Abend des 29. schon wurden alle Gefangenen zusammengelassen. Der alte Bodmer unter ihnen sagte: „Freunde und Mitbrüder, wenn ein Vater gegen Kinder zur Güte und Schonung sich lenkt, so müssen Kinder auch sich nicht sträuben, sondern entgegengehen. Wir haben nun ausgelitten und wollen unsrerseits nur trachten, daß dem Vaterlande Ruhe und Frieden erhalten werde.“ Große, edle, verzeihende Christenseele. Das hatte ich, wie man mir Bodmers Starrsinn geschildert, nicht erwartet. Am andern Morgen kamen die ernannten Herren zu den Gefangenen, kündigten ihnen ihre Entlassung an und lasen ihnen im traulichen Erzählungston die neue Proklamation an das Landvolk vor. Ratsherr Lavater schloß hierauf: „Ihr werdet euch denn doch nun auch freuen, weil eure Wünsche nun erreicht sind, und zum Zeichen der aufrichtigen und herzlichen Ausöhnung kommt her, lieber Bodmer, wir wollen uns umarmen.“ Die andern Deputirten folgten diesem Beispiel. Die Augen Aller waren naß, es begann Schluchzen und stumme Szenen, und nun wurden die Verwandten hinzugelassen. Um Aufsehen zu vermeiden, gingen die Gefangenen Paar und Paar durch die Stadt. Lavater und Helfer Gefner (der Bodmer zum Tode bereiten sollte), redeten sie liebeich und traulich auf der Gasse an und drückten Bodmer die Hand. Dieses Alles rührte die Befreiten sehr, und als Bodmer mir an der oberen Brücke begegnete, wischte er sich die Augen. Herrliches, redlich frommes, humanes Gesicht. Friede und Unschuld strahlte in den Leidenszügen. — Karrikaturgruppen von nachschauenden Handwerkern. Ein Schwachkopf sagte sogar: als Rebellen gehen sie, wie sie als Rebellen kamen. — Es waren Wagen von den Freunden eingebracht, und unter Begleitung von Dragonern ging der Zug fort.

In allen Dörfern militärische Ehrenbezeugungen. Schießen bis in die Nacht.

Frohes Mittagessen mit dem Herrn Junftmeister und David Vogel. Heute konnte ich mich von ganzem Herzen freuen, mit innerem, seligem Frieden blickte mein Auge über den See. Dort freuen sich nun Glückliche, dort werden durch Leiden teuer erkaufte Menschenfeste vor dem Grabe gefeiert, die man erst jenseits erwartete. Ein Blick verachtenden Bemitleidens auf die, die heute nicht sich freuen! O, es war kein Sieg einer unterdrückten Partei, es war der himmlische Triumph der Unschuld und der guten Sache. Ich sah Lavater außer sich froh. Jede Unglücksfurcht war jetzt abgewendet und das geängstigte Herz konnte nun atmen: Gottlob! nun ist's vorüber! — In der Stunde von 7 bis 8 schrieb ich ein Lied der Mitfreude den Befreiten.

Welche Angst und Verzweiflung, Thränen, Händeringen bei den Aristokraten, die vom Staat lebten oder Stellen hatten, die Kinder vom Staat versorgt glaubten. Sie sahen nichts Gewisseres vor sich, als ihren Untergang. Selbst die, die durch ihr Geld noch den alten Stolz zu souteniren gedachten, fürchten nun, daß sie ihr Eigentum verlieren könnten und suchen Aufrihtung bei ihren Feinden.

Frage: Welches werden nun die erstfolgenden Begebenheiten sein? Es muß das alte Gerüst gänzlich fallen, zumal da in Narau und selbst im Berner Gebiet die Unruhen losbrechen, da die Franzosen 8000 Mann stark in Lausanne sind und bereits Murten (6 Stunden von Bern) aufgefordert haben, ihre Obrigkeit abzusetzen. Ich fürchte doch, die Erbitterung der Nichtgestraften bricht noch los. Die Befreiten werden ruhen. Groß ist die Erbitterung gegen Ratsherrn Pestaluz, der einen Mann in einer Prozeßsache wiederholt und hart abwies, weil er ein Verwandter eines durch ihn Verurteilten war: „Ihr werdet mir ein saubrer Kerli sein, einstecken sollt' ich euch lassen.“ Wie vieles wird nun noch zur Sprache und zum Vorschein kommen. Wehe dem, der Ungerechtigkeit und Härte übte. Solche Zeiten sind stärkere moralische Warnungsprediger, als alle Kanzelredner zusammen. Stapfers Haus in Horgen, auf 30,000 Gulden geschätzt, wurde durch Pestaluz für 20,000 verkauft. Wahrscheinlich wird es jetzt an

den Eigentümer zurück, und Pestaluzz, der acht Kinder hat, wird den Käufer entschädigen sollen.

Den 31. Jan. R[at] und B[ürger]. Beschluß, Truppen zur Besetzung der Grenze zu senden, auf die Aufforderung Berns und auf die Nachricht, daß die Franzosen Murten zur Absetzung der Obrigkeit aufgefordert. — Die Wut der Aristokraten läßt mich vermuten, daß dies in ihrem Plan gelegen ist und daß sie nur daher dem Volk so viel bewilligt, um noch einen Zufluchtsort für ihre sinkende Hoffnung zu haben. — Vom See kam die Nachricht, daß die Befreiten mit Glockengeläute am ganzen See empfangen wurden. Ueberall militärische Ehrenbezeugungen. Die Stäfer in ihren schwarzen Sonntagskleidern. Zwischen Meilen und Stäfa war ein Triumphbogen errichtet. Zwölf weißgekleidete Mädchen empfingen die Kommenden mit Blumensträußen und den beigeschriebenen Worten: „Väter und Brüder des Vaterlandes, nehmet hin aus den Händen der Unschuld diese Blumensträuße zum Zeichen der Dankbarkeit des Vaterlandes.“ Ein Mann in Horgen weinte beim Erblicken seiner Buben: „Ach, ich bin doch lang weggewesen, da ihr so groß geworden seid!“ Die Freude war allgemein so außerordentlich, daß sie sogar krank machte.

Den 1. Februar. Gottlob, aus dem Truppenmarsch wird nichts nach aller Wahrscheinlichkeit. Schon am letzten Abend kam eine Proklamation von Mengaud, worin alle Regierungen der Schweiz verantwortlich gemacht und alle einzelnen Personen und Eigentum der Freiheitwollenden in Schutz des Direktoriums und der französischen Armee genommen werden. Hierzu kommt die Nachricht, daß Aarau ein Comité erwählt und das ganze Aargau aufgefordert hat, treu die Hand zu bieten. Desgleichen von Luzern, desgleichen von Thurgau. Einige Nemter haben zu marschiren refüsirt. Andere sagen, sie wollen sehen, was die übrigen machen. So ist also der letzte Hauptstreich der aristokratischen Partei fehlgeschlagen. Bürgermeister Wyß sagte zu Pestaluzz, der Sicherheit von ihm begehrte wegen der Erbitterung, die gegen ihn herrscht: „Wir haben keine Polizei mehr, seit die Gewalt aus unseren Händen ist.“ — In solchen Zeiten kann man sich selber prüfen, wie man es meine. Meine Seele war still und gelassen, ohne Erhebung oder Trog. Ich dachte an Clodius Fabel: Verachte niemals deinen Feind, auch wenn er sich zu fürchten scheint. Das

war der Fehler der aristokratischen Partei. O, es ist eine Zeit zur Weisheit und zur neuen Kraftäußerung, denn es kommen lauter neue Verhältnisse, die dem Talent neue Bahnen öffnen. Indessen hat das Ausziehen aus dem Laufe der alten Ideen und Gewohnheiten für alle Menschen Schwierigkeiten und erpreßt viele Seufzer, die unwillkürlich das Herz schwer machen, daher freue ich mich, wenn die Nacht kommt, die Welt zu verschlafen.

Den 2. Februar. Eben kommt eine Nachricht, die uns erschreckte, nämlich von einer Kanonade gegen Marau von enragirten Bauern und Berner Offizieren. Die Nachricht vom Nichtmarschirenwollen der Truppen bestätigt sich. Vom ganzen See waren Erklärungen gekommen: die Franzosen hätten ihnen nichts zu Leide gethan. Gegen Bern gingen sie auch nicht, überhaupt nicht ohne gehörige Anzeige des wie und warum, und nicht vor Wiedererstattung ihrer alten Rechte. Alles dieses affizirte mich abwechselnd, als Jakob Wegmann in die Stube trat und sagte, in der Mezg habe man ihm gesagt, er, sein Vater, Gesner, Vogel und Asteri seien des Hochverrats angeklagt; der Komplot der Schelme sei entdeckt, mehrere sagten, sie ständen dafür, und noch den Abend würden alle arretirt werden. Ich erschrak wegen des franken Vaters Wegmanns und sagte: „Böbelgeschwäg“, war aber doch erschreckt. Die Frau Zunftmeister riß den Jakob fort, und ich sprach ruhig. „Ich kenne das hiesige Publikum“, sagte der Zunftmeister, „das giebt ein Geschwäg durch die ganze Stadt. Von Furcht ist nicht die Rede, denn ich bin unschuldig!“ — Vogel war sogleich zum Stadthauptmann und zum Bürgermeister Wyß gegangen, und der eine Verläumder, Doktor Balber, war aufs Rathhaus gerufen und ein anderer (ein alter 77jähriger Buchbinder Faesi) durch den Stadtknecht gewarnt. Letzterer hatte Gesnern öffentlich nachgerufen: Dich Schelm wird man auch von der Brücke werfen! Eben das war einem Herrn Springli begegnet. Blauler aus Feuerthal war arretirt gewesen und hatte ausgesagt, Heß und Wegmann haben über das Stäfner Urtheil die Achseln gezuckt. Sogar ein paar Fremde, die das Rathhaus anschauten, arretirte man. Abends waren wir Alle wieder ruhig. Wieder eine Warnung zur Vorsicht in der Aeußerung der unbedeutendsten Urtheile gegen Menschen, die sich auf Autorität stützen. Wie froh war ich, mein Lied von Mittwoch niemand gegeben zu haben. Furchtbarkeit

des gemeinen Pöbels, dem Argwohn für Beweis gilt und der gar keine Ideen hat, Alles in concreto denkt und sieht. — Gedanken bei den Truppen aus zwei Quartieren, die alle Tabakspfeifen im Maul hatten :

Um ihre Hände nicht in Blut zu tauchen,  
 So machen sie den menschlich frommen Schluß :  
 Es wäre gut nach jedem Schuß  
 Ein ruhigs Pfeischen unterdeß zu rauchen.

Den 3. Febr. Nur Kriegsunruhen. Traben der Offiziere und Rosse, Laufen der Leute. Ich mußte den kleinen Koffer für Heß hergeben. Ich konnte nicht mit Freuden malen. — Neue Berichte vom Anrücken der Franzosen. Proklamation zur Errichtung eines Comité von Bürgern und Landleuten. Aus der Ernennung der Herren dazu sah man den Geist.

Den 4. Febr. Berichte vom schlechten Betragen der Franzosen im Pays de Vaud. Nachricht vom Nichtkommenwollen der Bauern am See, welches sich schon vorher demonstrieren ließ. Das neue Gefühl des eignen Willens hängt mit der Idee, daß man es den Franzosen danke, zusammen. — Unkluges Benehmen. Man hatte einem Thurgauer, der erzählt hatte, Buonaparte sei durchs Thurgau geritten, 25 Prügel auf Buonapartes Gesundheit geben lassen. Dem Pöbel zu Liebe ist ein Mann aus Höngg arretirt, der sagte: unsere Leute wollen auch nicht gehen, und sie haben Recht. Es ist gefährlich, wenn es zu einem Erzeß irgendwo kommt. Die einzige Beruhigung ist, daß jetzt die Erhaltung Aller in der Ordnung und Ruhe liegt. — Nachricht von 500 Bernern an der Grenze. Außerst gefährliche Situation der Schweiz.

Den 5. Febr. Auf der gestrigen Zunft waren zwar Personen ernannt, von jeder Zunft zwei, zur Errichtung einer Kommission, die mit Landrepräsentanten über Ausgleichung der Rechte von Bürger und Landmann sich beraten sollten. Gleichwohl fand Bürgermeister Wyß für notwendig, auf Freiheit und Gleichheit aller Rechte anzutragen. Doktor Usteri nannte es den Triumph der Meinung. Heute wird das größte Leichenbegängniß für Zürich gefeiert, sagte Gerichtsrat Escher. Die Deputation von 60 Gemeinden, die nicht marschiren wollen; das Beispiel Luzerns, Freiburgs und selbst Berns zc. machten es notwendig. Die alten Briefe, die den Landleuten von Offizieren gebracht wurden, nannten

sie unnütze Wünsche, und vor zwei Jahren waren es Heiligthümer! Dieser Tag kostete viele Thränen. — Sturmkläuten im Knonauer Amt wegen Bedrohung von Schwyz. Nachrichten der Landleute, daß die Gefahr von der Grenze übertrieben worden. — Ich war ruhiger. Die Idee vom Krieg hatte ihre Furchtbarkeit verloren, weil wahrscheinlich die Schweiz sich neu organisirt, und das scheint Frankreichs Hauptsache zu sein, dadurch seine Festigkeit zu sichern und Englands Einfluß von dieser Seite zu hemmen.

Den 6. Febr. Es ist schwer, Tage zu schildern, in denen man lebt. Die interessanten Kleinigkeiten überfieht man meistens. Ich müßte mich wegdenken, oder bloß als Menschenbeobachter mich den Szenen um mich her nahen wollen, wenn ich mit Bewußtsein Alles auffassen wollte. Wie leicht man wie verwaist dasteht, wenn die Fäden der gewöhnlichen Empfindung, an welchen das Leben geknüpft war, hin und wieder zerrissen werden! Die alten Fragen: was werd' ich heute thun? sind von jener verdrängt: was wird kommen? An jedem Gedanken hängt die Furcht und Zweifel.

Den 7. Febr. Die Sache des H. Zunftmeisters war von neuem untersucht. Die Leute, die nebst einem Chirurgus Walber auf einer gemeinen Schenke durch Verdeckung ihrer Namen und durch Zutrinken allerhand dem Blumler aus Feuerthal ausgeholt und darauf ihn gepackt und mit lauter Stimme den Zunftmeister und Vogel des Hochverrats beschuldigt hatten, sagten jetzt, sie sagen nicht, daß es wahr sei, sie haben es nur nachgesagt. Es gingen so viele Gerüchte umher, daß man wohl auf eine Spannung der Gemüther schließen kann. Ein paar Blätter, z. B. „Zuruf eines Freundes an die Landleute“ gingen aus Hand in Hand. Besagtes Blatt schloß sich: „Kommet in unsere Arme, wir geben euch den Bruderfuß.“ Ich fürchte, man wird die Landleute mit der nicht verlangten Freiheit und Gleichheit durch Spott erbittern, und sie werden einsehen, daß sie nur mit Worten gefangen genommen werden sollten, während die regierende Gewalt, welches aber unter gegenwärtigen Umständen ebenso gut sein mag, nur vollkommener in die Hände weniger kam unter dem Namen provisorische Regierung. Das Landvolk hat keine Köpfe, nur Worte ohne Begriff und das neue Gefühl seiner Kraft. Um so gefährlicher kann sein Mißtrauen gereizt werden. Zwei Stäfner, die die Waffen holten,

hatten französische Kokarde. Kaum konnten sie der Wut des Pöbels entgehen. Abends ging das laute Geschwätz, die Seeleute hätten den Franzosen 3 Millionen versprochen und wendeten dazu die erhaltene Buße an. Nachricht vom Anmarsch der Franzosen in forcirten Märschen. Die Aristokraten reden von einem Landsturm. Fürchterliche Erbitterung über die Berner Regierung. Alles scheint mir durch Berns Ehrgeiz einen gefährlichen Gang zu nehmen. Die Schweizer Soldaten sind Bauern in Montur, ohne Uebung; man spricht von neuer Art Krieg zu führen, die notwendig wäre, weil man die Sache selbst nicht versteht. Drückend ist das Geheimnißvolle der Regierung in Zeiten einer solchen Gefahr. — Herr Zunftmeister Wegmann erhielt einen Brief vom Stadthauptmann, worin er ihm versichert, es sei Balbern leid, daß ein solches Gerücht entstanden, er habe nichts anderes von Blauler gehört, als daß der Zunftmeister Wegmann und Vogel um die Sache der Landleute wüßten.

Den 8. Febr. Nachricht von der Deputation von einem Herrn nach Meilen. Die Bauerrepräsentanten begehrt: 1) Anzeige einer Kriegsdeklaration, 2) daß man Deputirte nach Paris und an die französische Armee sende. Die Bauern glauben einmal nicht, daß Gefahr sei, zumal da sie wissen, die Versicherungen, daß Schwyz, Luzern u. Truppen gesandt, seien nicht wahr. Uebrigens leben sie in kindischer Furcht vor Ueberfall, und es wird wenig gearbeitet. Das Wort provisorische Regierung ist ihnen durchaus unverständlich gewesen und sie fürchteten eine neue Falle. Abends kam die Nachricht von angefangener Negotiation mit Bern. — Ich hatte einen Koffer in die Stube genommen; das fiel unserer Magd Baba auf. Sie fragte mich, wofür ich auch sei, und meinte, ich sei wohl ein Franzos? Ich erschrak vor dem Gedanken, daß ein neues Geschwätz entstehen könnte und fing an auf die Donners zu schimpfen. Das beruhigte sie und sie sagte, das sei rechtschaffen gedacht. So kindisch ein solches Urtheil ist, so allgemein urtheilt doch der Haufe nach den groben Aeußerungen.

Den 9. Febr. Merkwürdiges Ausschreiben an die Volksrepräsentanten nach Stäfa. Man fordert sie auf, ihre unrechtmäßige Gewalt aufzuheben, damit man ihre bisherigen Schritte nachsehen könne. Der Weg zur Anarchie ist gebahnt. Die Landvögte haben nichts zu thun. Mehrere Prediger sind in Gefahr, abge-

setzt zu werden. Kluges Benehmen des Pfarrers zu Moschwanden. Er schickte den Bauern zwei Tausen Wein, daß sie das Freiheits- und Gleichheitsfest feierten. In diesem Dorfe herrschte große Freude. Man wollte aber nicht eine rote Kappe, sondern steckte einen Hut mit einem Apfel auf den großen Fichtenbaum. — Ich habe in ganz Zürich und bei niemand auch nur die geringste Spur von Freude gesehen. Liegt das an Stumpfheit der Begriffe oder an der Art des Lebens oder an dem Mißtrauen, das überall gegen die Obrigkeit herrscht? — Gottlob, daß diese acht Tage nun glücklich vorüber sind; das Geschwäg ist verhallt und Alles wieder mehr in dem alten Gleis.

Den 11. Febr., Sonntag. Pfarrer Lavater hatte dringend in seiner Predigt gebeten, man solle auch den Deputirten vom Lande liebevoll entgegengehen und der Kaufmannsstand solle nicht durch Nichtabnahme der Arbeit die armen Klassen der Landleute zur Verzweiflung treiben. Dies bezog sich auf ein Faktum.

Den 12. Febr. Die beiden Herren Vogel, Pfarrer Brunner, Römer, Faesi, Sprüngli, Füssli waren nach Stäfa hinaufgegangen. Die Deputirten kamen ihnen entgegen und man umarmte sich mit großer Freude. Es erweist sich glücklicher Weise, daß feste, redliche und verständige Männer an der Spitze stehen. Sie beteuern, in keiner Verbindung mit Frankreich zu stehen. Sie verlangen, daß  $\frac{3}{4}$  Teil Deputirte von dem Lande gewählt werden sollen und bringen auf eine Deputation nach Paris.

Heute fing die erste Sitzung der Kommission von Stadt und Land an. Man hat nicht das Rathhaus dazu erwählt. Auch hat der Zuruf der Landleute an die Stadt nicht gedruckt werden dürfen. Alles zeigt, daß die Regierung nur gezwungen Schritte gethan hat. Indessen kennen die Landleute das bisherige geheimnißvolle und despotische Verfahren des geheimen Rates und wollen nichts mehr davon wissen.

Erwachen des alten Schweizergeistes. Man ist am See entschlossen, Alles für Verteidigung des Vaterlandes zu wagen, wenn Alles demokratisirt sein wird. Die Kinder, die jetzt zur Taufe gebracht werden, erhalten häufig alte Namen, z. B. Arnold, Werner &c.

Den 13. Febr. Eine Kommission war gestern nach Stäfa gesandt. Rusterholz, Rathsherr Lavater, Doktor Rahn waren die

Hauptpersonen. Es ist gut, sagten die Leute, daß sie solche Leute, wie ihr seid, geschickt haben, sonst wäre das erbitterte Volk nicht zu bändigen. Das letzte Reskript hatte diese Stimmung hervor gebracht und das letzte Zutrauen entfernt. Es waren gegen 200 Deputirte versammelt, die alle unter sich abgemacht haben, jeder auf seine Kosten, nicht auf Kosten der Gemeinde sich zu erhalten. Man bewilligte ihnen,  $\frac{3}{4}$  zur Gesetzkommision zu senden, jedoch wurde in Ansehung der schon erwählten Stadtbürger die Proportion bestimmt, obgleich die Landleute eine Zahl von 100, daß also 25 aus der Stadt kämen, für überflüssig hielten. Man suchte das Ansuchen der Landleute wegen einer Garnison zu hinter treiben. Sie beharrten fest darauf, 1) wegen der allgemeinen Ruhe und Sicherheit, 2) damit auch jeder bei der wichtigen Gründung einer neuen Verfassung frei seine Meinung sagen könne, 3) weil neuerdings einige ihrer Deputirten beschimpft waren, 4) es sei zugleich eine Art Ehrgeiz, der um so natürlicher wäre, da Zürich vor dritteinhalb Jahren auch eine Garnison zu Stäfa unterhalten habe, und sie wollen mit Ehre und Leben dafür stehen, daß ihre Garnison sich besser betragen solle. Die Hauptpersonen der Landdeputirten waren achtungswerte Männer, die mit Würde, Gelassenheit und Festigkeit sprachen und der Kommission alle Ehrenbezeugungen erwiesen. Der Untervogt von Sehen, ein Mann in Schlotterhosen und Bauernjacke, sagte unter Anderem: Sie hätten bei sich gedacht, als sie nicht Truppen gegen die Franzosen schicken wollen: 1) haben wir ihnen doch unsere Freiheit zu danken, 2) können wir hoffen, gegen eine Nation etwas auszurichten, die die größten Fürsten vertreten hat? Werden wir uns nicht der Nichtanerkennung dessen, was wir ihr zu danken haben, schuldig machen und würden wir in der schlichten Voraussetzung ihrer Gerechtigkeit nicht weit sicherer uns befinden? Ich sehe ein Beispiel aus meinem Stande: Wenn ich einen stößigen Stier habe und ich lege mich zu Boden, so mag er nicht weiter stoßen.

Man trank Gesundheitsen auf 1) die Deputirten und Bürger der Stadt Zürich, 2) Vater Bodmer, sagte Ratsherr Lavater, 3) Meine gnädigen Herren. „Es sind keine mehr!“ sagte eine Stimme. Einstimmig hatte die Menge gerufen, als man das Wohl meiner gnädigen Herren versicherte: „Das glaubt niemand!“ Man trank 4) Die Köpfe, die 6000 Fl. wert waren (Stapfer

und Billeter), 5) die Manen Unrachers und derjenigen, die während der Zeit gestorben sind. — Die Kommission kam zum großen Schrecken schon heute wieder. Sie versicherten einstimmig, wenn der geheime Rat nicht auf Diskretion die begehrten Sachen bewillige, so seien morgen die Landleute, deren Erbitterung aufs höchste gestiegen ist, vor der Stadt. Gottlob, daß die Landleute dieses Mal gescheuter sind. Ihre Sache wird respektabel und furchtbar, sobald sich kalte, ruhige Vernunft zeigt. Jetzt läßt sich wieder hoffen, ein besserer Geist werde über alle Verstellung und eigenfüchtigen Pläne des Aristokratismus siegen, wie der Redliche über die List. Alles, was man erfunden hat, Lügenberichte und Aufhebung der Bürger, wirkte nun zurück auf die, die sich dieser schlechten Mittel bedient. Ihre Mutlosigkeit muß jetzt aufs Höchste steigen, weil selbst ein Landmann zu den Herren sagte: „Sieben Teil sind gegen euch und der kleine achte schlägt sich gewiß zu den sieben.“ — Es kam zu allgemeiner Freude um sieben Uhr Abends eine Deputation, daß man selber von der Garnison abstehe. Indessen war schon der Kriegsrat versammelt gewesen und es war schon von Kanonenaufpflanzen die Rede. Der Zufall hat vielleicht ein Unglück abgewandt und die Sache der Landleute hat immer wieder gewonnen. — Ideen der Einfältigen von den Franzosen: Einer, der seinen Sohn ausrüstete, sagte: „Aber jagt sie nun auch weit hinter Paris, daß sie nicht me da durre homme.“ Eine Frau war wegen ihrer paar Spanferkeln in Angst: „O ihr liebe, liebe Säuli, wenn die leiden Franzosen euch haben sollten! und doch wär's noch besser, als wenn ich euch meßgete und sie holten das gesalzene Fleisch, dann wär auch der Metzgerlohn verloren.“

Den 14. Febr. Einmal ein sehr ruhiger Tag. Morgens wurde auf den Zünften dringend empfohlen, man solle auch Weibern, Kindern und Mädchen einschärfen, daß jeder liebeich sich gegen die Landdeputirten betrage. — Eine Bemerkung machte der Herr Zunftmeister: Man lernt in solchen Zeiten Menschen kennen; niemals zeigt sich Charakterlosigkeit oder Mangel an eignem selbstständigem Denken oder Grundsätzen mehr. M . . o [so] war ein guter Mensch, ohne Wert in stiller, einförmiger Lage. Jetzt, da man gezwungen ist, an dem, was in der Welt vorgeht, einigen Anteil zu nehmen, schlägt er sich zu der Partei, die am wenigsten denkt, sondern blind aburteilt. Ich sah ihn mit wahrer Wehmut

vor die Stadt hinaus in eine Schenke gehen, um unter der Populace seine Pfeife zu rauchen. — Wenn ein Kind sie fragte, was ist ein Aristokrat? sagte die Frau Zunftmeister: Ein Mensch, der mehr sein will als andere Menschen, ein Mensch, der nicht heilige Ehrfurcht für die Rechte und das Gute jedes Menschen hat, bei dem Familie mehr ist, als der Mensch, Wappen soviel als Verdienst, Herkommen mehr als Natur und sein Ich das Centrum der großen Welt. Der Aristokrat wird selten ein guter Mensch sein. In seiner Religion ist Gott ein Strafexekutor, der Alles aufzeichnet, was seinen Lieblingen zuwider geschieht. Die schändlichsten Gerichte über anderer Menschen Ehre und zur Hinderung des guten Vernehmens kommen von Aristokraten her.

Pestaluzz schrieb an Lavater aus Stäfa: „Ich stehe unter Kraftmännern wie ein kindisch gewordener Greis, dem man liebevoll die Hand bietet, weil er einst ein Mann war.“ Der gute Pestaluzz! Seine Geisteskräfte haben unter dem Druck der Lage und dem übrigen Leben seiner Phantasie gelitten. Der alte Bodmer schreibt an Lavater: „Als ich im Gefängniß war, sagte ich schon vor anderthalb Jahren: untersucht unsere Sache. Man antwortete: wartet. Ich weiß jetzt auch nichts anderes zu sagen, als: wartet. Und ich traue auf die Wahrung der Vorsehung.“

Den 16. Febr. So still war es lange nicht, als seit zwei Tagen. Berichte von allen Orten sagen von Freude und größerer Herzlichkeit, mit der sich die Menschen begegneten. Hier ist keine Spur. „Ich hätte doch nie geglaubt, daß man in Zürich so schlecht wäre“, sagte Frau Zunftmeister. Büge von den Landdeputirten. Die Herren haben sich erboten, sie zu beherbergen, wahrscheinlich, um Einfluß zu haben. Die Landdeputirten sind aber entschlossen, es nicht anzunehmen, um freier reden zu können, außer wo es der Fall wäre, denen Herren, die bei ihnen waren und sich nur freundschaftlich bezeugten, Gegenfreundschaft zu beweisen. Der kleine Mann mit krausem Haar und klugen Augen aus Sehen ging zum Bürgermeister und zu vielen Herren vom Geheimen Rat und fragte simple Antwort, ja oder nein, auf zwei Fragen: 1) Gilt es, wenn wir ausziehen, den Bernern Hülfe zu leisten? 2) Haben die Franzosen Krieg erklärt? Bürgermeister Kilchsperger mußte endlich sagen: „Nein“. Aber schriftlich wollte man es nicht geben.

Es war der Plan gewesen in der großen Landdeputirten-Versammlung, Deputirte nach Paris zu schicken. Ein Hauptmann Nägeli meinte, es dünke ihm doch besser, freundschaftlicher und inniger, wenn man auch die Stadt auffordere, Deputirte mitzusenden. Der kleine Mann von Sehen ging auf ihn zu und drückte ihm die Hand: „Ja, das wollen wir thun, was in unserer Kraft steht, gute Freundschaft mit den Stadtbürgern zu gründen und zu erhalten.“ — Es ist ein 82 Schuh hoher Freiheitsbaum zu Höngg aufgerichtet, das Kloster Weltingen gab Wein dazu.

Den 19. Febr. Einige Herrischgefinnte hatten sich mit dem Schwert der Errichtung des Freiheitsbaumes zu Wald opponirt und einen Mann bleffirt. Der engere Ausschuß der Landversammlung verlangte, da die provisorische Regierung dermalen existire, hinlängliche Satisfaktion in Gegenwart von Personen des Landkomités. Dieser Vorfall veranlaßte heftige Ausfälle gegen das Unwesen am See, gegen die Freiheitsbäume, die man Glendsbäume, wüste Bäume, Fastnachtspossen zc. nannte. Der Geist der Gewaltthätigkeit guckte überall hervor. — Alles ist noch wie es war und kann im Ganzen ärger werden denn zuvor. Es kann Zwiespalt geben und Köpfe kosten. Nur Luft von außen und die alte Gewalt siegt.

Den 20. Febr. Es war angeordnet, den Deputirten vom Lande entgegen zu gehen. Sie kamen ohne Begleitung. Unter den ihnen entgegengegangenen Bürgern waren selbst die, die vor wenig Tagen die Bauern abführen wollten. Diese liefen nun auf sie zu, schüttelten ihnen die Hände. Es war aber Ordre, wenn sie mit Begleitung in die Stadt wollten, die Fallbrücken aufzuziehen, desgleichen die Freiheitszeichen unter dem Thor abzuthun. Sie kamen aber ohne Kofarde. Indessen herrscht von Seiten der Landleute unglaubliche Furcht und Mißtrauen. Sie haben abgebetet, in allen ihren Reden kurz zu sein und nur zu sagen, was zur Sache gehört, übrigens die Stimmung abzuwarten und im Wirtshause zu logiren.

Den 21. Febr. Eid der Deputirten und des Volkes gegen einander, Schweizer zu bleiben, Tugend und Religion zu ehren, politische und bürgerliche Rechte und Souveränität des Volkes zu erkennen und zu ehren; die Deputirten: auf diesem Grundsatz eine

Konstitution zu entwerfen; das Volk: die Deputirten zu stützen und zu rächen.

Erste Sitzung: Billeter verlangte Pressfreiheit, was auf eine eigene Session verwiesen wurde. Ein Protokoll soll alle Tage verlesen und gedruckt werden. Die Anreden waren verschieden, unter Anderem: Bürger, Bürgermeister, liebe Herren und Freunde. Die Landdeputirten werden bei ihrem Namen genannt mit Vorsetzung: Herr. — Abends waren die Landdeputirten auf der Waage, wohin sie von einigen Bürgern eingeladen waren. Man hörte sie freimütig über allerhand Gegenstände sprechen und Leute im groben, langen Kittel wußten die Lage des Pays de Vaud treffend zu schildern und vom Mittelmeer bis an die Nordsee geographisch zu wandern. Man hatte Briefe aus verschiedenen Gegenden. Die anwesenden Aristokraten waren wie aufs Maul geschlagen.

Also der erste positive Schritt, der erste Eintritt in neue Rechte. Es thut dem Herzen wohl, das zu denken und in die Geschichte der letzten sechs Wochen zurückzugehen. Einige aristokratische Damen schmeicheln sich, wenn man nur von Frankreich her Ruhe habe, werde Alles wieder ins alte Gleis kommen; die Herren sagen: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Dies Sprüchwort leidet wie viele andere eine Abänderung und muß heißen: Den Genius der Zeit gewonnen, viel, wo nicht Alles gewonnen.

Den 22. Febr. Zweite Sitzung. Man vereinigte sich mit Widersetzung eines einzigen, statt der begehrten Abschaffung des „Geheimen und Großen Rates“ als überflüssig, dem „Geheimen und Großen Rat“ neue Mitglieder von Seiten der Landschaft zuzugesellen, wie auch den Obervögten und Landvögten zwei Landbeisitzer zu geben. Solothurn seien auf ihren Wunsch die Verhandlungen mitzuteilen. Dieser Schritt über Erwartung der Landdeputirten machte einen sehr guten Eindruck auf sie und war von Seiten der Regierung das Klügste von allem Bisherigen, weil sie dadurch allein möglichst lange den alten Staatskörper und die einzelnen Mitglieder desselben erhalten können. Abends war wieder Gesellschaft auf der Waage. Es kamen auch mehrere Herren von den Stadtdeputirten und vom Geheimen Rat hin. Man sprach öffentlich über das, was am folgenden Tage gebracht werden soll, namentlich über die Eidesformel. Der erste Entwurf von Seiten

der Regierung bezog sich noch auf die alten Bünde. Die Landleute wollen die Baseler Form.

Den 23. Febr. Die Landleute verlangen, aus der Eidformel die Worte: Wir schwören, keinen fremden Einfluß zu gestatten, [zu streichen]. Sie verlangten Aufschub, es wurde aber gemehret [= Abstimmung nach der Mehrzahl] und die Partei der Regierung siegte. Die Landleute fühlten, daß sie durch überlegene Berechnung tournirt waren, und mißmutig und mißtrauensvoll kehrten sie zu ihren Angehörigen, weil die Woche endete.

Den 24. Febr. So freundschaftlich General Brune die Vorstellungen von Bern angehört hat, so ist doch ein Schreiben von Mengaud eingetroffen, worin er sagt: er habe Ordre angreifen zu lassen, wenn die Schweiz sich nicht nach ihrem Plan, Plan de Constitution Helvetique, organisire. Basler und Schaffhauser Abgeordnete haben dies Schreiben begleitet. Diese Nachrichten sind schon am 22. und 23. dagewesen, folglich ist der Plan mit der Eidesmehrung berechnet gewesen. Man will 24 Landdeputirte in den Rat und als Beisitzer aufnehmen, aber aus diesen die Auswahl für den Geheimen Rat treffen. Wichtige allgemeine Angelegenheiten sollen der Nationalversammlung vorgelegt werden. Der Vorschlag, Deputirte nach Paris zu schicken, ist nicht angenommen, dagegen aber, es den anderen Eidgenossen zu berichten. Es müssen auf diese Vorfälle hin wichtige Ereignisse folgen.

Den 26. Febr. Es kommen eine Menge Landleute mit großen Prügeln zur Stadt. Man sah einige zu Tells Statue auf dem Lindenhof eilen, andere umgaben das Rathhaus. Alle hatten Kofarden. Der Zulauf war von allen Seiten entsetzlich. Die Herren, die im Rat saßen, waren in großer Angst, als ihre ausgestellten Boten ihnen Berichte brachten, es kämen immer mehr. Man hätte gerne die Thore schließen lassen, allein man wagte es nicht. In der Stille aber wurde Befehl gegeben, im Zeughaus Alles zu rüsten. Man hat endlich die Landdeputirten, ihre Leute in Ruhe zu stellen. Ein paar traten auf Steine vor dem Rathhaus und riefen: „Lieber Freunde und Brüder! Der Eid soll nicht geschworen werden; seid ruhig, ihr habt ja die Gewalt, ihr seid ja für souverän erklärt!“ Und Herren, die im Fenster lagen, hörten zu. Verschiedene Stadt- und Landdeputirte gingen nun herum und zerstreuten das Attrouppement der Leute. Ein Knecht,

der geschimpft hatte, wurde von den Landleuten arretirt. Der Schrecken war vorüber und man öffnete die Läden wieder, wo man sie aus Angst geschlossen hatte. Ich war die ganze Zeit über ruhig geblieben, ob es gleich Abends vorher geheißen hatte: morgen giebt es Blut. Die Metzger hatten sich vernünftig betragen und gesagt, wir nehmen an nichts teil.

Vierte Sitzung. Kein Wort vom Eid. Die Landdeputirten trugen an, es solle eine öffentliche Erklärung, die sie aufgesetzt hatten, betreffend die Verleumdungen auf dem Stäfner Kongreß, gedruckt werden. Man wollte es an die provisorische Regierung weisen. Die Landdeputirten beharrten. Es wurde akzeptirt. — Die Präparatoria im Zeughaus waren den Deputirten zu Ohren gekommen. Sie sandten zum Bürgermeister und fragten, was das bedeute? Man erbot sich, ihnen alle Zeugnisse zu weisen und vier Deputirte wurden dazu abgesandt. — Abends hatte ich die erste Freiheits- und Gleichheitsfreude. Der Präsident der Landesversammlung war beim Herrn Zunftmeister. Ich hatte mir eher einen Feuerkopf vorgestellt, und ich fand einen kalten, gefesteten Mann voll Kraft und ruhiger Würde. Er charakterisirte sich selbst in der Folge des Gespräches: „Es lag von Kindheit auf in meiner Natur, jedem Menschen das möglichste Recht zuzuwenden. Es war kein erworbenes Verdienst, ich war dazu geboren. Ich sah in der Folge die außerordentliche Ungleichheit der Verhältnisse und daß das Recht nicht in der rechten Hand läge. Diese Zeitumstände haben das Uebrige gemacht, und die Umstände gaben mir den Beruf, nach meiner möglichen Kraft für das allgemeine Wohl zu wirken. Es war in der Versammlung von Wädenschwyl, die von 1 bis 10 Uhr dauerte, wo ich trotz meiner Weigerung, weil ich nicht zu der Gemeinde gehörte und nur als Deputirter da war, aufgefordert wurde, das Wort zu führen. Ich mußte es endlich übernehmen. Als ich nach Meilen mit dem erwählten engeren Comité von 10 Männern zurückgekehrt war, sagte man mir, die Männer aus der Grafschaft, die in der großen Versammlung waren, seien nur Spione gewesen. In Zeit von wenigen Stunden kamen gegen 24 Extradeputirte von verschiedenen Seiten mit der Anfrage, was sie auch wegen des dringenden Truppenaufgebots zu thun hätten? Sie würden unserem Räte folgen. Es war ein Augenblick, dessen entscheidende Wichtigkeit wir erst nachher ganz

erkannt haben, in welchem es Kraft brauchte, fest und standhaft zu bleiben. Wir schlossen so: Einmal sind wir in der Sache drin, wird sie umgestürzt, so ist unser Leben ohne das dahin, hier ist es also Pflicht zu sagen, wir Unterschriebenen nehmen Alles auf unsere Köpfe, gehet nicht. Man hat uns kaum unsere alten Briefe zugestellt, nach welchen wir das Recht haben, Krieg zu beschließen, und schon sendet man uns einen eigenmächtigen Aufruf zu. Seit jener Zeit führten wir ein genaues Protokoll aller unserer Verhandlungen. Jene Nacht bleibt uns unvergeßlich und jene Zeit war für die Gesundheit angreifend, aber, Gottlob, es hat gebessert, und ich habe einen Körper, der etwas vertragen kann.“ Ich drückte dem Manne mit Wärme die Hand. Die Schweiz ist mein zweites Vaterland, meine Achtung ist der Dank für die mannigfaltigen Anstrengungen edler Männer, die eine Standhaftigkeit bewiesen haben, die nur eine gerade gute Sache einflößen kann. Es freute den Mann und ich fühlte im Gegendruck, daß ich ihn rührte. — Das war nach langen Unruhetagen ein Abendfest, und ich fühlte, daß ich mitgelitten, weil ich mich von ganzem Herzen freute. Fest und bestimmt erklärte der Mann: „Auch wir sehen es fürs größte Unglück an, wenn die Franzosen ins Land kämen, aber es kann dem Vaterlande Gefahr bringen, wenn man die abgegangenen Truppen nicht zurückruft, und soll man um des Ehrgeizes einiger Schuldbewußter eines Kantons die gemeinsame Sache ins Unglück bringen?“ Viele Grundsätze waren trefflich. Hier ist Verzug in der Sache Gefahr.

Den 27. Febr. Fünfte Sitzung. Ging sehr unordentlich. Mehrere nahmen zugleich das Wort. Man sprach über die Gar-nison, die den Landleuten anfänglich großen Schrecken machte. Ueber Abstellung der Bewaffnung von ein paar entragirten Dörfern. Ueber Zurückberufung der Züricher Truppen, welches aber großes Feuer verursachte.

Nachmittags R[at] und B[ürger]. Der Zunftmeister sagte, es gefalle ihm nicht, weil man nach dem Essen immer mehr erhitzt sei. Eine fürchterlich stürmische Sitzung. Selbst Herrn Statthalter Hirzel und Zunftmeister Irmingen hatte die Bürgerschaft in Feuer gejagt. Ein Haufe umringte den Bürgermeister Wyß. Die sonst wüthendsten waren jetzt die mäßigsten. Es herrschte bei vielen eine tierische Wut. „Einen solchen Terrorismus leide ich nicht“, sagte

Statthalter Hirzel, der gerade das terroristische System ausgeübt hat. Amtmann Heidegger wollte Kanonen auf die untere Brücke haben. Bürgermeister Wyß mußte die Herren bitten, nicht unter ihrer Würde sich zu benehmen. Zuletzt sagte einer ganz vernünftig, er sehe garnicht ein, was man so heftig zu debattiren habe über etwas, was ganz natürlich sei, daß man Maßregeln zu seiner Sicherheit treffe. Es wurde also eine starke Bürgergarnison auch bei Tage erkannt. Im Falle die Landdeputirten fortgingen, sollte Alles dem ganzen Lande und allen Eidgenossen berichtet werden. Während der Sitzung kamen zwei Mal Landdeputirte aufs Rathhaus, wurden aber das erste Mal abgewiesen, dann durch den Stadtknecht wieder beschickt und unmanierlich empfangen, mit persönlicher Verantwortung bedroht. — Indessen ist durch diese unglücklichen Fastnachtsauftritte das gute Vernehmen in das größte Mißtrauen verwandelt worden. Die geraden Landleute sehen, daß die Schlaueheit sie überflügelt, und das Fanatisiren des Volkes ist das unglückliche Mittel, das Gefühl der Kraft ersetzen soll. Die verhaltene Mut ergreift jeden Anlaß, ins alte Gleis zurückzukehren und die vielen Schachsteine halten das verlorene Spiel lange auf.

Den 28. Febr. Sechste Sitzung. Die Landleute ließen sich die Garnison gefallen, da man ihnen heilige Sicherheit der Person zugesichert habe, weil es sich nicht erleide, darüber dem Vaterlande Unglück zuzuziehen.

Den 29. Februar. Siebente Sitzung. Ende der Wahlen. Verlangen der obrigkeitlichen Partei zur Auflösung des Rükznacher, ehemaligen Stäfner, Comité, weil man einen Arretirten über Nacht gefangen behalten hatte, ohne ihn einzuliefern.

Vormittags Rat. Berichte von Marm im ganzen Lande, veranlaßt durch die getroffenen Sicherheitsmaßregeln. An einigen Orten kam es zu Thätlichkeiten. In Begikon wurde ein Mann erschlagen. Es sind Anstalten getroffen durch Abgeordnete und Offiziere Einrichtungen zu machen, daß auf ein gegebenes Zeichen in allen der Obrigkeit treuen Gemeinden Sturm geläutet werde und Alles der Stadt zu Hülfe zueile.

N. u. B. Es saßen die 24 Landdeputirten zum ersten Mal. Burtorf [Delegirter aus Basel] sprach sehr gut. Er sagte unter Anderem, er könne aus Erfahrung sagen, je schneller man die Revolution mache, desto glücklicher und desto früher der Genuß

der Eintracht und Zufriedenheit. Er habe die erste Würde im Staat bekleidet, aber es reue ihn so wenig, sie unter den Umständen niedergelegt zu haben, daß er nur bedauere, daß es nicht früher geschehen sei. Er empfahl Zürich, sich herzlich zu demokratisiren und auch auf Bern zu wirken.

Der Vorschlag [Basels], Deputirte zu Brune um Verlängerung des Waffenstillstandes zu senden, ward nicht angenommen, weil man bereits negotiire. Diese Nichtannahme kam mir vor, als wolle man verhindern, daß die Landleute in die Karten gucken sollten.

Den 2. März. R. u. B. Bericht von Bern, daß die Negotiationen abgebrochen seien. Der General Brune habe ihnen erst 24, dann 30 Stunden Frist zur Sendung der Antwort auf folgende Punkte gelassen: 1) Keine, echte Demokratisirung und Berufung der Urversammlungen. Zurückberufung der Truppen gegen Rückziehung der französischen Truppen bis auf einige Posten. 2) Absetzung des ganzen Berner Regierungsstabes. 3) Annahme des Konstitutionsplanes, bei dem Modificationen stattfinden. 4) Losgabe der wegen politischer Meinungen Eingefeshten. — Bern wollte sich in derselben Nacht beraten. Brune ließ sich auf andere Kantone garnicht ein, da jeder einen Stand für sich ausmache. Man verlangt dringend Hülfe. Desgleichen Freyburg in mehreren Schreiben. — Bürgermeister Wyß trug hierauf an, Stadt- und Landdeputirte in alle Gegenden zu senden, die Gemüter durch alle möglichen Versicherungen der völligen Demokratisirung zu beruhigen und zum Truppenmarsch zu bewegen. Er wolle mit Freuden seine Stelle niederlegen, und ob er wohl über sechzig sei, sich doch willig und gerne für das Vaterland in dem gefährlichsten Zeitpunkt an die Spitze der Truppen stellen. Es wirkte auf die Gemüter, und auch die Landdeputirten versprachen ihr Möglichstes zu thun, wiewohl bemerkt wurde, man könne nicht dafür stehen, daß nicht auch sie, als neue Mitglieder des Rates, in Verdacht gekommen sein könnten.

Den 3. März. Berns Antwort: erstens wollen sie völlige Freiheit und Gleichheit einführen und Urversammlungen anordnen, sobald die Truppen zurückberufen seien, welches man nicht eher könne, bis die französischen Truppen sich ganz zurückgezogen. Zweitens, eine neue Konstitution dürfen sie, auch wenn sie hier willig wären, ohne die übrige Eidgenossenschaft nicht annehmen.

Die Regierung werde man übrigens zu besetzen suchen mit Männern, an deren Gesinnung Frankreich Glauben haben könne, die aber auch dem Wohl der Stadt Bern angemessen wären. Einstweilen solle eine provisorische Regierung statthaben. Drittens, die Gefangenen sollen freigegeben werden, daß man auf alle Weise die Geneigtheit zur guten Harmonie zeige.

Man hofft selbst nicht viel von dieser Erklärung. Ehe dieser Bericht verlesen wurde, war Rat, und ein Beisitzer aus Wiesenbungen, einem abgelegenen Dorf, sprach sehr bestimmt und logisch, daß er nichts inniger wünschen könne, als daß man auch gerade zu Werke gehe. Die letzte geheime Absendung der Offiziere habe keinen guten Eindruck gemacht, da dergleichen Sicherheitsanstalten öffentlich hätten geschehen sollen. Man entschuldigte sich, es sei von der Landeskommission verfügt, Anstalten zur Beruhigung zu treffen.

Brief von Basel, der auch vor R. und B. verlesen wurde. Mengaud verlangte Durchmarsch für französische Truppen, im Weigerungsfall drohte er mit 6000 Mann Garnison. Man konnte ihn noch bewegen, es dem Direktorium zu berichten. Basel schreibt, wenn wir auch entschlossen wären, Alles fürs Vaterland aufzuopfern, so würde die große Nation gleichwohl über unsere Leiden zu ihrem Zweck fortschreiten. — Ich hatte mich sehr auf eine Abendgesellschaft der Landdeputirten gefreut. Der Fanatismus war so groß, daß man es nicht wagen durfte. Keine Freude, kein wohlthuendes Gefühl haben die Männer, die von warmer, edler Vaterlandsliebe durchdrungen sein sollten. In elenden Wirtshäusern müssen sie sich elend behelfen und Alles drückt sie. Dies indignirt gegen ein Land, wo Freiheit und Gleichheit eingeführt sein und wo man über die wichtigsten Dinge beraten soll.

(Schluß folgt.)



## Die Bedeutung der altkirchlichen Lehrstreitigkeiten.

Ein Vortrag von Mag. A. Berendts.

Es ist heutzutage keine dankbare Aufgabe, für Güter und Werte einzutreten, die den Anspruch erheben auch abgesehen von der Erfahrung der Gegenwart Geltung zu haben, für „objektive“ Werte und Güter.

Auch dort, wo das Gebiet exakter Forschung, des Meßbaren und Wägbaren, aufhört, will der moderne Mensch nichts anerkennen, was nicht seiner Erfahrung entspricht, was ihn nicht befriedigt. Die Verschiedenheit der Erfahrung soll dabei nicht Verschiedenheit des Wertes mit sich bringen. Jeglicher Geschmack, jegliche Ueberzeugung, jeglicher Glaube sollen gleiches Recht auf Existenz haben, wenn nur der Mut da ist, diese Normen ins Leben umzusetzen, die eigenen Ideale, wie sie auch seien, zu verwirklichen. Bei der Beurteilung menschlicher Bestrebungen soll es nur auf das „Wie“, nicht auf das „Was“ ankommen.

Da kann das Verständniß natürlich nur gering sein für solche Zeiten, da die Menschen in heißem Ringen standen um grundlegende Glaubenssätze, die für alle gelten sollten, — um Dogmen. In der That, mit Unwillen und Entrüstung wenden sich die Gebildeten unserer Tage von jener Periode der großen ökumenischen Konzilien ab, da Verdammung und Verfolgung denen drohten, die eine nur etwas abweichende Trinitätslehre oder Christologie vertraten.

Kein geringerer als Thomas Carlyle hat voller Verachtung von jenen „elenden syrischen Sekten“ gesprochen, „mit ihrem nichtigen Gezänk über Homoiusion und Homoufion, den Kopf voll wertlosen Lärms, das Herz leer und todt“ \*).

---

\*) Th. Carlyle: Ueber Helden, Heldenverehrung u. s. w., deutsche Uebersetzung in der Bibliothek der Gesamt-Litteratur, S. 75.

Steht es wirklich so? Ist es nur „logisches Wortgeänk“, ob Jesus Christus mit Gott dem Vater „einwesentlich“ oder „gleichwesentlich“ ist, ob Er seit der Menschwerdung „zwei Naturen“ oder eine besitzt, oder handelt es sich bei diesen scheinbar so fremdartigen, abstrakten Formeln um das innerste Wesen der christlichen Religion, um ihren Charakter als ausschließliche, absolute Religion und dann wieder als sittliche Religion?

Diese Frage soll uns hier beschäftigen, und zwar in der Weise, daß wir den Gang jener viel verrufenen Streitigkeiten zu verfolgen suchen, so wie er gerade durch die neuere Theologie klargestellt ist. Ein großer Kirchenhistoriker unserer Tage hat jene Fragen für dem Wesen des Christentums völlig fernliegend erklärt, aber gerade seine und seiner Schüler grundlegenden Arbeiten geben die Möglichkeit, zu einer ganz anderen Antwort zu gelangen. Die Geschichte soll uns zeigen, daß hier noch genau dieselben Mächte im Spiel sind, die wir zu unserer Zeit in der Kirche kämpfen sehen: Wissenschaft und Religiosität, das Bedürfnis nach einer geschlossenen Weltanschauung und das Bedürfnis nach der Gewißheit der Erlösung, beide freilich in der besonderen Gestalt, die sie unter den damaligen historischen Bedingungen und unter dem Einfluß der herrschenden Stimmung angenommen hatten.

Aus dem Kampf dieser Mächte sind die sog. Dogmen hervorgegangen, die so vielen Christen unserer Zeit als schwer lastende Bürde erscheinen, und zwar haben gerade diese Dogmen die Religiosität zuerst vor der Theologie gerettet, dann aber ihr gegen die herrschende Stimmung der untergehenden Antike einen Schutz dargeboten, der freilich zunächst noch wenig benutzt worden ist.

Wie zu allen Zeiten, sind auch damals diese Mächte nicht allein für sich auf dem Kampfplatz gewesen, wir finden sie verflochten in ein Gewirr politischer, kultureller, nationaler Interessen, umspielt von einer bunten Mannigfaltigkeit persönlicher Intriguen. Doch nie und nimmer, und auch damals nicht, sind diese Kleinigkeiten des Weltgetriebes entscheidend gewesen. Es sind immer nur die großen Mächte, die allgemein menschlichen Interessen, die die Geschichte fortbewegen; auch die großen Persönlichkeiten sind nur darum groß, weil in ihnen jene Mächte und Interessen sich verkörpern und durch sie zum Ausdruck kommen. So dürfen wir

denn von all' dem Kleinen und Kleinlichen absehen, das gerade diesen Zeiten ein äußerlich so unsympathisches Gepräge gegeben und ihren eigentlichen Inhalt vielfach verdeckt hat.

## I.

Betrachtungen voll bitteren Hohnes werden häufig darüber angestellt, daß die christliche Kirche, eben erst von dem Druck der Verfolgung befreit, sofort in Parteien zerfiel, die in ihrer gegenseitigen Befehdung, in dem grimmen Haß, mit dem sie übereinander herfielen, der Religion der Liebe ein böses Zeugniß ausstellten. — Man vergißt nur, daß es sich hier um eine allgemeine historische Erscheinung handelt: wo nur immer ein plötzlicher Umschwung, ein gewaltiger Schicksalswechsel eingetreten ist, da ist auch die Erscheinung zu beobachten gewesen, daß nun erst die in der siegenden Partei mehr oder weniger verborgenen Gegensätze, von allen Fesseln befreit, nur um so unmittelbarer aufeinander trafen; war es doch die große Frage der Neueinrichtung auf dem gewonnenen Boden, die sofort brennend wurde. Auch nach dem jüngsten großen geschichtlichen Umschwung, dem Kriege von 1870—71, ist es nicht anders gegangen: Kulturkampf und soziale Frage haben die Gemüther der Sieger fast unmittelbar nach dem Siege in erbitterte Kämpfe gestürzt.

Garnicht anders war es zu erwarten, als das Christentum von Kaiser Constantin durch eine rasche Folge von Maßregeln aus einer unterdrückten zur herrschenden, zur Staatsreligion erhoben wurde. An Gegensätzen war die christliche Kirche auch schon in der Verfolgungszeit reich gewesen: schwere innere Kämpfe hatte sie durchgemacht, aber diese Kämpfe waren größtenteils noch mit geistigen und geistlichen Waffen geführt worden, wenn auch schon der Begriff göttlichen Kirchenrechtes vielfach miteinwirkte, wenn auch schon die kirchliche Gemeinschaft eine rechtlich gestaltete war. Nun aber zeigte der Staat offenes Interesse an der christlichen Kirche, und zwar an ihrer Einheit. Nur in dieser Einheit sah er die Gewähr und die Weihe seiner eigenen, stark wankenden Einheit. In den Stürmen der Bürgerkriege und in Folge des Zurücktretens der Staatskulte hinter den Fremdreligionen hatte der römische Staat den Nimbus der Heiligkeit verloren. Diesen sollte ihm das Christentum wiedergeben und solchen Dienst konnte nur ein ganz

bestimmtes, gesetzmäßig geregeltes Christentum leisten. So war es der Staat, der aus geistlichen Waffen rechtliche, weltliche machte. Aber die Kirche hat diese Waffen willig ergriffen und begierig angewandt; wie sollte sie nicht? War der Staat etwas Heiliges in ihren Augen, sofern er die Kirche schützte, so mußten auch die Mittel, mit denen dieser Schutz bewerkstelligt wurde, heilig erscheinen. Was dem Heiligen — und alles Heilige war in der Kirche vereinigt — diente, mußte selbst heilig sein; was ihm widerstrebte, hatte überhaupt keine Existenzberechtigung. An sich galt ja alles Irdische — „die Welt“ — als widergöttlich und der Vernichtung wert. Nur im Dienst der Kirche konnte es Wert erlangen. — Diese Gedanken, welche schon im vierten Jahrhundert lebendig waren, erklären bereits die Form, welche der kirchliche Streit innerhalb des christlichen Staates annehmen mußte. Aber war denn der Gegenstand des Streites so geringfügig? Blicken wir auf die Parteien, welche zur Zeit des ersten ökumenischen Konzils, desjenigen zu Nicäa 325, sich gegenüberstanden.

Es waren ihrer drei: die größte unter ihnen vertrat die Interessen der damaligen wissenschaftlichen Theologie, so wie sie von dem größten griechisch-christlichen Denker, Origenes, geschaffen war.

Das Streben aller Wissenschaft geht dahin, die Welt zu erklären, den Zusammenhang alles Bestehenden oder Geschehenen aufzudecken. Dieses Streben bestand damals so gut wie heute, so verschieden auch die wissenschaftlichen Mittel und Methoden sein mochten. Auch das Christentum mußte sich von diesen Gesichtspunkten aus betrachten lassen. Nicht die Gewißheit der thatächlich geschehenen Erlösung sollte die von ihm gebrachte Gabe sein, sondern die vollkommenste Weltanschauung, die die Fragen nach dem Grunde alles Seins und nach dem wahren Zwecke des Lebens besser als alle bis dahin aufgetretenen philosophischen Systeme beantwortete. So wurde denn auch Gott selbst nicht so sehr als Persönlichkeit, sondern vielmehr als das reine, eigenschaftslose, unwandelbare, einheitliche, unteilbare, ganz und gar geistige Sein, als Ursache alles Seienden, begriffen: zwischen ihm und der Welt des Vielen, Getheilten, Wandelbaren gab es keine Beziehung; es bedurfte, um eine solche herzustellen, eines Mittelwesens, und nichts Höheres wußte man von dem Stifter der christlichen Religion auszusagen, als daß sich in Ihm dieses Mittelwesen zwischen Gott

und Welt offenbart und damit dem Gott verwandten Geistigen in der Welt, also der Seele des Menschen, den Rückweg zu ihrem ewigen Ursprungsort, die Befreiung aus dem Nichtsein, aus der Materie, dem Vielen und Getheilten, im letzten Grunde dem Individuellen, eröffnet habe. Nur das Erkennen war auf diesem Standpunkt als der Weg der Selbsterlösung dem menschlichen Geiste dargeboten: Christus war das Prinzip aller Erkenntniß, der Logos, die göttliche Vernunft, durch deren Vermittelung die Welt geschaffen war und bestand. — Wer zum philosophischen Erkennen nicht im Stande war, dem konnte auch der volle Inhalt des Christentums nicht anders als in verhüllter symbolischer und allegorischer Form zugänglich gemacht werden. Für eine Religion der Gebildeten trat diese Origenistische Partei ein, während die Ungebildeten nur als eine Art von Christen 2. Klasse angesehen wurden. Einen Konflikt konnten die Origenisten indeß nicht herbeiführen, da sie, wie ihr Meister Origenes, den vollen Wortlaut der kirchlichen Verkündigung unangetastet für die schlichten Gläubigen bestehen ließen und nur die Freiheit wissenschaftlicher Anschauungsweise den ihrer Fähigen gewahrt wissen wollten.

Die Krisis konnte nur durch diejenigen eintreten, welche die wissenschaftlichen Resultate, so wie sie damals verstanden wurden, in den Gemeindeglauben einführen wollten. Das aber waren Arius und seine Anhänger. Von rein origenistischen Gedanken aus war solch ein Versuch überhaupt unmöglich: nur in ihrer Kombination mit einer ganz andersartigen Anschauung war die Möglichkeit dazu gegeben, mit einer Anschauung, die schon einmal mit der Kirche feindlich zusammengestoßen war und vielleicht im letzten Grunde auf jüdisch-christliche Anregungen zurückging. Paulus von Samosata und sein Schüler Lucian hatten Christum als den von Gott ewig vorausgesehenen, mit göttlicher Kraft ausgestatteten Idealmenschen aufgefaßt, der zum Lohne für seine sittliche Bewährung in völliger Willenseinheit mit Gott göttliche Würde erlangt hätte und dessen innere Entwicklung nachzuerleben Aufgabe des Christen sein müsse. Christus der Idealmensch und Christus das Mittelwesen vereinigten sich nun bei Arius zu einer Gestalt: zu einem halbgöttlichen, sittlicher Entwicklung fähigen Wesen, das mit aller Energie Gott gegenüber auf die Seite der Geschöpfe gestellt wurde.

Sollte sich die Erlösungsgewißheit an diesen Christus knüpfen können? Was konnte dieser Christus sein? — nicht einmal ein Vorbild, Er war ja den Menschen nicht gleich, noch weniger der Führer zur rechten Gotteserkenntniß. Er stand so weit von Gott ab, daß Er Gott weder vollkommen sehen, noch erkennen konnte. Was war Er also viel mehr, als die Göttergestalten, welche die Heiden bisher angebetet hatten und an deren Heilswirksamkeit sie den Glauben verloren hatten?

Der einzig sichere Weg vom wahren Gott zu den Menschen und von den Menschen zu dem wahren Gott, den die Heiden im Christentum gefunden, um dessentwillen sie es angenommen hatten, erschien durch den Arianismus verschlossen.

So ist es nicht verwunderlich, wenn diese Lehre in weiten, christlichen Kreisen Entrüstung und leidenschaftliche Gegnerschaft erweckte. Es handelte sich nicht um theoretische, dogmatische Fragen, die nur den Theologen angingen — der eigentliche Gehalt des Christentums stand auf dem Spiel.

Daß der eigentliche Grund der Abweichung tiefer lag, daß der Arianismus nicht Ursache, sondern Folge war, daß der Hebel bei Origenes selbst, bei dem Ideal damaliger Theologie und Wissenschaft, angelegt werden müsse, das hatten damals noch nur Wenige erkannt, am tiefsten jener junge Diakonus von Alexandrien, Athanasius, der dann fast 50 Jahre als Bischof dieser Stadt die Führung im Kampfe gegen Arianer und Origenisten behielt.

Er knüpfte an eine theologische Tradition an, die wohl im Zusammenhang mit dem religiösen Bewußtsein der schlichten Christen sich hielt, besonders derjenigen Klein-Asiens, dem wissenschaftlichen Interesse der Zeit aber schroff entgegenstand. Denn die Voraussetzung dieser Tradition war die Möglichkeit und Notwendigkeit eines unmittelbaren Eingreifens Gottes in den Weltverlauf: ebendasselbe, was auch zu unserer Zeit der nach einem geschlossenen Weltbilde strebenden Wissenschaft ein unüberwindliches Hinderniß erscheint zur Anerkennung des kirchlichen Christentums.

Die Gründe, durch die Athanasius die Notwendigkeit der Menschwerdung Gottes selbst und nicht eines Mittelwesens erwies, entsprachen freilich griechisch-orientalischen religiösen Bedürfnissen. Athanasius sagte: „Gott sei Mensch geworden, damit wir vergottet werden“ und „Er offenbarte sich in leiblicher Weise, damit wir

den Begriff des unsichtbaren Vaters erfassen könnten.“ Um die sichere Gotteserkenntniß handelte es sich und um die Ueberwindung des Todes und der Vergänglichkeit durch Mittheilung göttlicher Lebenskräfte. — Indeß war bei Athanasius der Gedanke noch lebendig, daß die Vergottung der Menschheit als ihre Verklärung, als die Wiederherstellung ihrer ursprünglich guten Entwicklung aufzufassen ist, daß also Christi ganzes Leben eine sittliche Erneuerung der Menschheit bedeutete. Aber dieser Gedanke ist bald hinter dem andern zurückgetreten, als komme es vor Allem auf völlige Ueberwindung des Menschlichen durch das Göttliche an. Dieser Gedanke entsprach besser der Grundstimmung dieser Zeiten einer untergehenden Kulturwelt, die an dem Wert des Menschlichen überhaupt irre geworden war.

In dem damals aufkommenden orientalischen Mönchtum und der von ihm geübten Askese kam dieser Umschwung der Stimmung praktisch zum Ausdruck: in der ältesten Kirche war der Hauptzweck der Askese die Selbstweihe und Selbstheiligung zu Ehren Christi, nun aber sollte sie hauptsächlich der Abtötung aller menschlichen Bedürfnisse dienen. Nur außerhalb der allgemeinen menschlichen Lebensformen glaubte man mit Gott in Gemeinschaft treten zu können. — Aber so sehr auch des Athanasius' Denken griechisch bestimmt war, so wenig er noch dazu vorgebrungen war, in der Aufhebung der Menschheitsschuld den eigentlichen und nächsten Zweck der Menschwerdung Gottes zu sehen, — er hatte es doch verstanden, daß es eine Erlösung nicht geben könne, ohne daß Gott selbst in die Menschheitsgeschichte eintrete und die sie bestimmenden Mächte der Sünde und des Todes überwinde. Diesem Bedürfniß des christlichen Glaubens gab vor Allem das Stichwort seiner Partei: „Homoufios“, d. h. einwesentlich, Ausdruck.

Nicht ein Wort stand auf dem Spiele, sondern der Anspruch des Christentums, die Religion der Erlösung zu sein, — nicht einer ideellen Erlösung, die hätte auch ein großer Menscheng Geist bewirken können, sondern der reellen, in Thatsachen bestehenden, die Gott allein und unmittelbar vollbringen mußte.

Der Kampf um das Homoufios, oder vielmehr um die wahre Gottheit Christi, hat verschiedene Phasen durchlaufen müssen: der rasche Sieg des Athanasius und seiner Gesinnungsgenossen auf dem Konzil zu Nicäa 325 war verfrüht gewesen; Kaiser Constantin

hat ihn bewirkt, weil er nur die kirchlichen Verhältnisse des Abendlandes kannte, wo schon um der Tradition willen die völlige Einheit des Wesens Gottes des Vaters und des Sohnes rückhaltlos geglaubt wurde. Als aber Constantin bemerken mußte, daß er mit seiner Parteinahme in Gegensatz zur Majorität der Orientalen geraten war, richtete er sein Bestreben darauf, die Ruhe in diesem Reichsteil, der seine neue Residenz in sich schloß, um jeden Preis wiederherzustellen. Die Nicänischen Beschlüsse durften nicht mehr angetastet werden, die Autorität des Kaisers und der Bischöfe verbot das; aber durch weitherzige Aus- und Umdeutung wurde die volle Restitution ihrer Gegner ermöglicht, während nun die Vertreter ihres genauen Wortlautes als die Ruhestörer und Fanatiker erschienen und somit der neuen Friedenspolitik zum Opfer fielen. Unter dem Sohne Constantins, Constantius, und mit seiner Hülfe gelang es den vereinigten Origenisten und Arianern durch neue Formeln, die ganz allmählich an die Stelle der Einwesenheit des Sohnes mit dem Vater eine gewisse ganz unbestimmte Gleichheit setzten, das Nicänum ganz in Vergessenheit zu bringen und thatsächlich außer Wirksamkeit zu setzen. Aber gerade über diesem Werke entzweiten sich die Sieger: die Origenisten sahen sich mit einem Male von den entschiedeneren Arianern über-vorteilt. Der Arianismus entsprach in ihren Augen doch noch weniger den Interessen der Wissenschaft, als die Athanasianische Lehre: seine inneren Widersprüche waren unerträglich und ebenso die Rohheit vieler seiner Vertreter. Die schmählische Behandlung, die man auch ihnen angedeihen ließ, sobald sie nicht mehr Schritt hielten, das Einschmuggeln ganz und gar Arianischer Gedanken in die gemeinsamen Formeln, trieb sie endlich förmlich den Athanasianern in die Arme. Sie hatten bereits, im Eifer, das Nicänum unnütz zu machen, dem Sohne Gottes so viele göttliche Eigenschaften in ihren Formeln zugeschrieben, daß sie schon bei dem Stichwort *Homoiouios*, d. h. gleichwesentlich, angelangt waren. Von hier aus war es nicht mehr weit bis zu einem Kompromiß. Mit Hülfe genauerer theologisch-philosophischer Bearbeitung und Definition der Begriffe ist dieser Kompromiß angebahnt worden. Es waren die sog. drei großen Kappadozier, welche der Kirche diesen Dienst leisteten: Basilius von Cäsarea, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz. Ihre Auffassung von der Sache war

durchaus nicht dieselbe, wie die des Athanasius: es war im Grunde die origenistische. Bei allem Herrlichen, das vom Sohne Gottes ausgesagt wurde, blieb doch noch ein Abstand zwischen Ihm und dem Vater bestehen. So viel als möglich blieb die wissenschaftliche Betrachtungsweise im damaligen Sinn gewahrt. Athanasius aber und die Seinen verstanden sich dennoch dazu, ein derartiges Verständnis des Nicänums für zulässig anzusehen. Am längsten hat man im Abendlande mit der Anerkennung dieser „Jung-Nicänischen“ Theologie gezögert. Man fühlte hier doch deutlich, daß das Grundinteresse der Religion durch diese Auffassung, die im Grunde eine Abstufung innerhalb der Gottheit zuließ, nicht festgehalten sei. Gottes Wirken in der Welt sollte also doch ein vermitteltes sein.

Eine Reihe von Synoden in Konstantinopel und Rom, zu denen auch die sog. zweite ökumenische von Konstantinopel 381 gehörte, führte diesen Abschluß des Streites herbei. Auch dem Schwanken über die Art der Gottheit des H. Geistes wurde bei dieser Gelegenheit ein Ende gemacht: für Athanasius war es an diesem Punkte darauf angekommen, Gott auch im Walten des H. Geistes unmittelbar wirksam sein zu lassen. Die Origenisten haben dagegen auch den H. Geist als den ewig vom Vater ausgehenden in eine Art von Abhängigkeit gesetzt, freilich nur vom Vater, nicht auch vom Sohne, in welcher Einschränkung ein deutlicher Hinweis darauf liegt, daß es für die orientalische Anschauungsweise doch noch einer Vermittelung zwischen dem Gott im eigentlichen Sinne des Wortes und der Welt bedarf und daß Sohn und Geist diese Vermittelung bedeuten. Nur im Abendland ist die volle Einheit Gottes trotz der Dreiheit der Personen dank der Theologie Augustins gewahrt geblieben.

## II.

Aber als die Theologie auf diese Weise sich mit den ihr fremdartigen, rein religiösen Gedanken des Athanasius und des Nicänischen Bekenntnisses ausöhnte, da war das allgemeine Interesse bereits zu der weiteren Frage hinübergeglitten: wie denn die Menschwerdung des Sohnes Gottes zu verstehen sei? Auch in dem nun ausbrechenden Streite waren es nicht müßige Spekulationen, die die Gemüther in leidenschaftliche Aufregung versetzten und schließlich ganze Landeskirchen zur Abtrennung brachten. Es

handelte sich hier um die menschliche Persönlichkeit Jesu Christi, des Gottessohnes, es handelte sich hier darum, ob Sein Leiden und Sterben eine sittliche That gewesen sei, oder bloß eine physische Ueberwindung der Macht der Vergänglichkeit durch die Berührung mit Unvergänglichem. Es ist klar, daß hier nichts weniger auf dem Spiele stand, als der sittliche Charakter der christlichen Religion, wie dort im Trinitätsstreit ihr ausschließlicher, absoluter Charakter.

Wieder standen sich Wissenschaft und Religiosität gegenüber, aber die Religiosität war nun nicht mehr einheitlich.

Im Morgenlande war inzwischen die Stimmung völlig durchgedrungen, welche das Menschliche nicht mehr zu würdigen vermochte und die Erlösung nur als eine Aufzehrung des Menschlichen durch das Göttliche empfand.

Im Abendlande dagegen war es einerseits die Tradition, welche das menschliche Bild Jesu Christi lebendig erhielt, andererseits war die ganze Frömmigkeit darauf gestimmt, Christi menschliches Leben als Vorbild sittlicher Bewährung anzusehen.

Einheitlich war das Bild Christi nicht, das hier den Christen vorschwebte, denn an der Gottheit Christi hielten sie nicht minder fest. Aber Einheitlichkeit ist das Interesse der Wissenschaft, nicht der Religion, und auch dort ist sie nicht ohne Gewaltthat zu erreichen.

Im Orient war dieselbe Werthschätzung des menschlichen Lebens Christi nur in einer theologischen Schule vorhanden, die im Volke wenig Boden hatte, ja, die ihren Wurzeln nach mit Paulus von Samosata und Arius zusammenhing, — in der sog. Antiochenischen Schule. Es war im Grunde dieselbe Geistesrichtung wie bei jenen Häretikern, nur waren die inneren Widersprüche und Rohheiten des Arianismus aufgelöst. Die Antiochener standen auf dem Boden des Nicänischen Bekenntnisses: die Gottheit, ja die göttliche Persönlichkeit Christi ließen sie unangetastet, aber sie blieb nun wie etwas Aeußerliches über der Menschheit, der eigentlich nur menschlichen Persönlichkeit Jesu, schweben, höchstens sie unterstützend und ihre sittlichen Fortschritte belohnend. Der ganze Ton fiel auf die sittliche Entwicklung des Menschen Jesus, auf Seine immer fester und unlöslicher werdende Willenseinigung mit der göttlichen Persönlichkeit. Für jeden Christen gelte es, diese Willens-

einigung mit Gott in sich selbst zu wiederholen: Christus sei ihm dafür das Ideal und die Bürgschaft für dessen allgemeine Verwirklichung auf einer zweiten Stufe der Menschheitsgeschichte, einer Stufe der Vollendung.

Die Einheit der Persönlichkeit Jesu Christi war auf diesem Wege nicht zu wahren: es waren zwei Persönlichkeiten zu einem Wesen vereinigt, im Grunde war freilich nur die menschliche wirklich erfasst. Die Gottheit Jesu Christi, deren man sich eben vergewissert hatte, drohte wieder zu entschwinden und es kam dann doch wieder auf eine Selbsterlösung des Menschen heraus. Die Erlösung war so gut wie aufgehoben. Das gab der entgegengesetzten Meinung ihre Kraft, die eine persönliche Einheit in Jesu Christo auf Kosten Seiner menschlichen Persönlichkeit, ja schließlich Seiner Menschheit überhaupt zu Stande brachte.

Den ersten Versuch dieser Art unternahm noch während der trinitarischen Streitigkeiten ein eifriger Nicäner: Apollinaris von Laodicea. Aber Christus wurde für ihn ein Mischwesen, das göttlichen Geist mit menschlicher Seele und menschlichem Leibe vereinigte (gemäß der griechischen Dreiteilung des Menschen). Diese Lösung konnte nicht befriedigen, sie mußte sogar die Gemüter aufs tiefste erregen. Ihr gegenüber galt der Grundsatz: was nicht angenommen, sei auch nicht geheilt. Eine vollständige Menschennatur muß der Erlöser an sich genommen haben, um die ganze Menschheit mit göttlichen Kräften durchdringen zu können. Aber eben nur an der *Annahme* der vollen Menschheit lag es den damals maßgebenden Theologen, den Kappadoziern und Cyrill von Alexandrien. Das Vorhandensein einer menschlichen Persönlichkeit in Christo nach der Menschwerdung anzunehmen, erschien unmöglich, denn als das Kennzeichen menschlichen Personenlebens galt der freie Wille, damit also die Wandelbarkeit. Wie aber konnte Wandelbares neben Unwandelbarem bestehen, ohne von ihm aufgezehrt zu werden? So war die Menschheit Christi hier nur in der Theorie vorhanden; das aber, was Christus erdulden mußte, — Erniedrigung, Leiden und Tod, — traf weder Seine Gottheit, die nicht leidensfähig war, noch Seine Menschheit, die unpersönlich gedacht wurde, — war also im Grunde nur Schein, oder vielmehr, es kam nur darauf an, daß gerade das Prinzip der Vergänglichkeit,

der Tod, durch die Berührung mit der Macht der Unvergänglichkeit aufgehoben wurde.

Diese Theologie war es, welche die Massen im Orient für sich hatte, besonders in Aegypten. Diese Massen waren aber ihrer Nationalität nach vielfach Nicht-Griechen, in Aegypten — Kopten. Mit ihrer Unterstützung gelang es dem Alexandrinischen Patriarchen Cyrill seinen Bischofsstuhl zur kirchlichen Vormacht des Orients zu erheben, mochte er selbst auch in der Sache des Glaubens auf dem Konzil zu Ephesus 431 und nachher nicht durchdringen, sondern sich zu Konzessionen verstehen. — Sein Nachfolger Dioskur schwang sich im Bunde mit dem kaiserlichen Hof in Konstantinopel noch höher: der Bischof von Alexandrien schien einen Augenblick selbst den von Rom an Glanz und Ansehen zu übertreffen. Auf der sog. Räubersynode zu Ephesus 449 schaltete Dioskur wie ein Herr in der Kirche. Seine und seines Schüglings Eutyches Lehre, der sog. Monophysitismus, welcher Christo nur eine Natur zuschrieb, d. h. Ihn nur als Gott auffaßte, der äußerlich menschliche Gestalt an sich trug, schien alleinige Geltung haben zu sollen. Aber der Orient erträgt keine kirchliche, nur eine staatliche Obergewalt. Die beiden durch das Alexandrinische Uebergewicht gefährdeten Mächte, der Hof und Rom, fanden sich alsbald zusammen. Zugleich mag wohl auch die grobe, barbarische Form der Dioskurischen Theologie den griechischen Elementen unerträglich gewesen sein. Das Konzil von Chalcedon 451 machte Alexandriens Rolle als der einer kirchlichen Führerin des Orients ein Ende. Konstantinopel, d. h. das Hofpatriarchat, trat endgültig an seine Stelle in kirchlich-politischen Fragen. Den Glauben aber diktierte Leo I. von Rom, und zwar den Glauben des Abendlandes: Christi Gottheit und Menschheit als völlig getrennte Besitztümer einer einheitlichen Person.

Das war für die meisten Orientalen ein harter Schlag: wie sollten sie nun dessen gewiß werden, was ihnen innerstes religiöses Bedürfnis war, — der Durchdringung alles Menschlichen durch göttliche Lebensmacht? Die Chalcedonensischen Beschlüsse schienen zwischen Menschheit und Gottheit eine unüberbrückbare Kluft zu befestigen.

Ueber zwei Jahrhunderte hat in der orientalischen Kirche ein erbitterter Kampf getobt um diese Chalcedonensischen Beschlüsse;

ein großer Teil der orientalischen Christen in Aegypten, Syrien, Armenien hat sich überhaupt mit der Reichskirche nicht mehr versöhnen können. Eine Reihe sog. monophysitischer Kirchen ist entstanden, deren Reste am kräftigsten in der armenisch-gregorianischen Kirche sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben, freilich ohne mehr ein lebendiges Gefühl für den eigentlichen Gegenstand des Streites zu offenbaren. Es waren ja auch nationale Gegensätze, die zur Trennung führten und auch abgesehen von der aus religiösen Ursachen stammenden Erbitterung es erklären, daß die syrische und besonders die ägyptische Bevölkerung sich so bereitwillig den heranrückenden Schaaren der arabischen Chalifen in die Arme warfen. Für den eigentlich griechischen Teil des Reiches hat aber die Regierung Kaiser Justinians Rettung und Festigung gebracht, nicht zuletzt durch seine Kirchenpolitik. Es gelang ihm, das Chalcedonensische Konzil in diesem engeren Umkreis zur unbedingten Anerkennung zu bringen, freilich nicht anders als durch eine Umdeutung seiner Bekenntnißformel, die ihr den eigentlichen Sinn nahm. Die Menschheit Jesu Christi sollte weder unpersonlich sein noch eine völlig selbständige Persönlichkeit haben. Die göttliche Persönlichkeit sollte zugleich die der Menschheit sein, während diese selbst im Grunde nur als gattungsmäßig vorhanden angenommen wurde. — So subtil das klingt, so hat es doch einen einfachen Sinn: das Menschliche an Christo ist darnach doch nur etwas Außerliches, die Summe der menschlichen Eigenschaften, die das göttliche Wesen annahm, um sie völlig zu überwinden, den göttlichen zu assimiliren. Die Menschheit Christi war auch hiernach nur in der Theorie vorhanden. Dennoch konnte man von hier aus Christo neben der göttlichen noch eine menschliche Wirkungsweise, neben dem göttlichen auch einen menschlichen Willen zuschreiben, und man war sehr empört, als im 7. Jahrhundert von kaiserlicher Seite der Versuch gemacht wurde, wenigstens auf diesem Punkte den Monophysiten eine Konzession zu machen. Den scharfen Ausdruck, den die Lehre von den zwei Energien und zwei Willen in Christo in der Formel des sog. 6. ökumenischen Konzils 680—81 fand, verdankte der Orient wiederum dem Abendlande, und zwar Rom. Aber es kam schon den Orientalen nicht so sehr viel mehr darauf an, seit die Möglichkeit festgestellt und durch das geheiligte Ansehen von Konzilien geschützt war, eine unmittelbare Berührung

göttlichen und menschlichen Wesens anzunehmen. Diese Möglichkeit begründete aber das Recht, in den Sakramenten, den Gebräuchen des Kultus, den Bildern, Reliquien und allerlei andern heiligen Gegenständen die unmittelbare Berührung mit dem Göttlichen zu genießen. Um diesen unmittelbaren, geheimnißvollen Genuß göttlicher Lebenskräfte im Kultus dreht sich seitdem das kirchliche Leben des Orients. Das Interesse an der Ausbildung des Dogmas war hier nur von dem Zweck der Sicherstellung dieses Genusses bedingt. Dennoch war auch für den Orient durch das Chalcedonensische Konzil das Bewußtsein von Christi Menschheit gerettet, freilich als eine Saat auf Hoffnung, die noch nicht aufgegangen ist.

Wie aber Beides, Gottheit und Menschheit, in einer Persönlichkeit sich einen können, das ist auch im Abendlande nicht in befriedigender Weise erklärt worden, so wenig wie das gegenseitige Verhältniß der drei Personen innerhalb der Gottheit. Jene Dogmen haben es am allerwenigsten gethan; von ihnen gilt mit Recht, was Augustin von der Trinitätslehre sagt: soweit hier Sätze formulirt würden, geschehe es, nicht damit es gesagt, sondern damit es nicht verschwiegen würde.

Es sind nicht willkürliche Spitzfindigkeiten, es ist nicht graue Theorie der Theologen, die diesen Ausdruck gefunden hat: wir sahen es, die zünftige Theologie vermochte in diesen Kämpfen nicht viel auszurichten, wenn sie nicht das religiöse Bewußtsein hinter sich hatte und, wo sie thatsächlich mit diesem ging, wie im christologischen Streit die neue Alexandrinische Schule, da war das religiöse Bewußtsein selbst bereits unter den Einfluß der Gesamtstimmung der untergehenden antiken Welt geraten.

Nicht daß die Theologie darum etwas Ueberflüssiges und Schädliches für die Religion wäre: sie gehört notwendig zu ihr und wird überall von selbst erwachsen, wo es Religion giebt. Nur darf sie sich nicht der Illusion hingeben, als wenn sie religiöses Leben schaffen oder es reformiren könne und solle. Was ihr unvereinbar und unmöglich erscheint, kann darum für den Glauben durchaus vereinbar, ja notwendig sein. Die Theologie hat nur die Erscheinungen des religiösen Lebens zu studiren; es wird nicht ausbleiben, daß sie dabei unter den Einfluß der in den übrigen Wissenschaften herrschenden Methoden und der zeitweilig für gesichert geltenden Erkenntnisse gerät; das ist zu des Origenes

Zeiten nicht anders gewesen wie heute. Damals wurde sie neuplatonisch-idealistisch, heute wird sie neukantisch, empiristisch und subjektivistisch. Da bedarf es keiner Klagen und Anklagen, sondern der ruhigen Erkenntniß, daß die Theologie, wie alle Wissenschaft, von sich aus in der That nur die Erscheinungen, das Erfafßbare zum Gegenstand haben kann, daß sie feststellen kann, was bei den Menschen möglich oder unmöglich ist, daß sie aber stillzustehen hat bei der Frage, was bei Gott möglich oder notwendig ist, — bei dem Gebiet des Glaubens. Denn der Glaube ist keiner, der an den Erscheinungen haftet, der nicht überzeugt ist, das Wesen der Dinge selbst zu erfassen. So kann der Glaube nicht dabei stehen bleiben, zu sagen: was Jesus Christus Seinem Wesen nach sei, könne unentschieden bleiben, nur auf den Eindruck komme es an, den wir von Seiner historischen, menschlichen Erscheinung haben. Historische Erscheinungen können wohl anregen, erheben, von trüben, ja verzweiflungsvollen Stimmungen befreien, sie können aber nicht die Welt überwinden, denn sie stehen mitten in der Welt.

Der Glaube strebt aber aus dieser Welt hinaus, weil er sich bewußt ist, selbst von außerhalb dieser Welt der Sünde und des Todes zu stammen. So genügt ihm denn nicht ein Gott noch so nahestehendes Wesen, nur Gott selbst kann ihm genügen, aber nur dann, wenn Er wirklich und wahrhaftig in diese Welt eingetreten ist. Die Theologie wird nur dann ihre Aufgabe in der Kirche und für die Kirche erfüllen können, wenn sie dieses Bedürfniß des Glaubens anerkennt, wenn sie den Anspruch der christlichen Religion respektirt, nicht eine Religion unter vielen, vielleicht die relativ vollkommenste zu sein, sondern die einzig wahre, — der einzige Weg von Gott zum Menschen, vom Menschen zu Gott.

So hat es sich in jenen uns so fremd dünkenden Zeiten um dieselben Fragen gehandelt, die heute die tiefsten und ernstesten Christen bewegen. Das darf uns wohl zu größerer Aufmerksamkeit auf die Errungenschaften dieser Zeiten mahnen, das darf aber auch die altkirchlich Gesinnten unter uns mit fester Zuversicht erfüllen, daß diese Errungenschaften, die altkirchlichen Dogmen, nie ihre einzigartige Bedeutung für die christliche Kirche verlieren werden.

## Litterärisches.

- I. Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. II. Aus Bismarcks Briefwechsel. Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck. (Herausgegeben von Horst Kohl.) Stuttgart und Berlin 1901. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Diese bereits vor dem Erscheinen vielbesprochene Edition von Briefen und Depeschen ist aus der Anordnung des verewigten Fürsten Bismarck hervorgegangen, wonach „bestimmte Stücke aus seinem persönlichen Briefwechsel politischen Inhalts als Belege und Ergänzungen seiner selbstbiographischen Darstellung der Oeffentlichkeit übergeben werden sollten.“ Der Fürst selbst hat die zu publizirenden Stücke bezeichnet und ebenso selbst bestimmt, welche Briefe des Kaisers als besonders charakteristisch in autographischen Nachbildungen hinzuzufügen seien. Horst Kohl, der bewährte Herausgeber des litterarischen Bismarcknachlasses, hat in den ersten Band dieser Edition auch alle schon früher bekannt gewordenen Stücke des Briefwechsels mit dem Kaiser aufgenommen, so daß hier nun die gesammte Korrespondenz vereinigt ist, wobei freilich die Vorenthaltung einzelner Stücke „aus höhern Rücksichten“ einstweilen nicht ausgeschlossen sein kann. Wir zählen 229 Briefe des Kaisers (mit 5 Anlagen), 129 Briefe des Fürsten (mit 7 Anlagen) und einen Dankbrief der Fürstin an den Kaiser. Nur wenig mehr als ein Viertel davon war früher bekannt. Das bezeichnet schon den Wert des Bandes.

Die Beziehungen Bismarcks zu seinem Könige und Kaiser darf man als ein leitendes Motiv seiner Gedanken und Erinnerungen betrachten. Sie sind nun in dokumentarischer Treue von neuem dem deutschen Volke vorgelegt und werden für alle Zeiten die tiefe Wahrheit jenes herrlichen Nekrologes bezeugen, den der große Kanzler am Todestage seines Herrn im Reichstage sprach. Denn aus den Briefen des Kaisers leuchtet das edelste Gefühl wie von der Würde so von den Pflichten des Herrscheramtes, leuchtet neben einer heldenmütigen Tapferkeit und dem vornehmsten Ehrgefühl demütige Frömmigkeit und tiefe Herzensgüte, neben

einer hingebenden Liebe zum Vaterland echte Treue und neidlose Dankbarkeit gegen seine und seines Staates großen Diener. Solchen Eigenschaften stehen gegenüber in den Kanzlerbriefen die geniale Geistesgröße und die eiserne Willenskraft und Treue, die den Deutschen das Reich gründeten durch den Krieg und unzerstörbar machten durch den Frieden. So führte und leitete Bismarck sein Volk und seinen König und Kaiser. Daß die große Verschiedenheit der Individualität dem Herrn wie dem Diener manchen schweren innern Kampf auferlegte, steigert auch bei den Briefen unser psychologisches Interesse und mindert keineswegs unsere Ehrfurcht. Immer siegte auf beiden Seiten die Treue.

Der zweite Band enthält 53 Briefe Bismarcks und 310 Briefe von Staatsmännern und fürstlichen Persönlichkeiten an ihn, acht andere Briefe als Anlagen. Von allen diesen Stücken waren früher nur sechs gedruckt und zwar sehr fehlerhaft. Das Schwergewicht des Bandes fällt noch auf die Frankfurter acht Jahre, zu deren schon bekanntem Reichtum an Material wichtige Ergänzungen geboten werden, allein 67 Briefe des Ministerpräsidenten Manteuffel. Dazwischen steckt auch ein ganz unpolitischer Brief des Grafen Alexander Keyserling, der in liebenswürdig humoristischer Ausdrucksweise baltisches Stillleben der alten Zeit malt, „wo man viel besser ohne Bureaukratie lebt.“ Aus der Petersburger Zeit von 1859 bis 1862 liegt nichts vor, was für die Geheimhaltung der Berichte Bismarcks über den Gang der russischen Politik entschädigen könnte. Die wenigen Stücke behandeln innere deutsche Fragen, Beziehungen zu Frankreich und Personalien. Aus den Ministerjahren Bismarcks 1862—88 ist wohl manche wichtige Bestätigung des Bekannten, aber nur wenig Neues geboten; das Wenige freilich ist interessant und wichtig genug. Sieht man aber auch in die Fülle der übrigen Bismarcklitteratur hinein, so hat man nur zu oft zu erwägen, daß die Unvollständigkeit des authentischen politischen Materials abschließende Urteile verbietet. So enthält dieser zweite Band aus dem großen Kriegsjahre 1870—71 nur ein Stück! Es ist ein Brief des Petersburger Botschafters, des Prinzen Reuß, der, wie schon ein früherer Brief vom Jahre 1867, die deutsche und antinapoleonische Gesinnung der Großfürstin Helene Pawlowna bezeugt. Die Großfürstin vertrat diese Gesinnung energisch gegen „alles schwächliche Gewinsel“ von der Barbarei des Krieges. Interessant ist, wie

Fürst Gortschakow 1867 Bismarck in dessen vielfachem Parlamentsärger damit trösten läßt, daß die Minister der konstitutionellen Staaten, die auf alle Angriffe öffentlich antworten könnten, es doch viel leichter hätten als andere, die man in Ermangelung eines Parlaments stets im Dunkeln angreife, wie es ihm, Gortschakow, fortwährend passire. Ein noch früherer Brief des Prinzen Reuß bringt die sehr bemerkenswerte Feststellung, daß 1863 der eigentliche Grund der Einmischung Frankreichs in die polnischen Angelegenheiten der Wunsch gewesen sei, in einem „unabhängigen“ Polen eine Handhabe zu erlangen, um zugleich auf Preußen und auf Oesterreich zu drücken. Wir heben sonst hier noch hervor die 38 Briefe des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, die erkennen lassen, wie auch ihn die Größe der Staatskunst innerlich wandelt; die Gambetta-Episode von 1877—78, wo dokumentarisch dargelegt wird, daß eine Entrevue Gambettas mit Bismarck wohl geplant, aber nicht ausgeführt wurde; endlich die wichtigen Stücke zum Abschluß der Defensiv-Allianz mit Oesterreich von 1879, der maßgebenden neuen Grundlage des europäischen Friedens, die Bismarck den letzten schweren Konflikt mit seinem Herrn kostete. Der Band schließt mit den Meldungen der Flügeladjutanten von der letzten Krankheit des alten Kaisers und mit dem Telegramm des Hofmarschalls über die Ankunft des todkranken Nachfolgers, also mit der großen Tragik des Jahres 1888.

Die Form der Edition ist keine wissenschaftliche; fortlaufende Angaben über die Textüberlieferung fehlen, obgleich die Bemerkungen zu den Wiederholungen im zweiten Bande die Wichtigkeit der Ueberlieferungsart deutlich zeigen. Es ist auch nicht gesagt, daß in den gegebenen Texten keine Auslassungen geboten waren.

Die Bismarcklitteratur wächst von Jahr zu Jahr gewaltig. Aber die wahrhaft wissenschaftliche Erkenntniß steht da noch in dürftigen Anfängen. Sie wird nur zu oft durch unkritische oder hyperkritische und tendenziöse Auffassung und Behandlung geschädigt, die fortwährend über die Thatsache hinwegsehen will, daß das wirklich authentische Material noch ganz und gar unvollständig ist. Es giebt nur zu viel Bismarck-Freunde und Verehrer, die an ihm Stützen für ihre Parteilucht oder für ihre Eitelkeit zu finden suchen und durch ihn, dessen Größe in der intuitiven Erkenntniß der Wirklichkeit und in der Freiheit über allen Dogmen wurzelte, den

eigenen kurzfristigen Dogmatismus zur Geltung bringen wollen. Andere wollen gar so scharfsinnig sein, ihn, dessen Thaten unerreichbar über ihrem Horizont stehen, hinterher zu meistern, oder suchen mit Behagen nachzuweisen, daß auch dieser Große in so vielen Dingen menschlich schwach gewesen sei. Durch ein solches Treiben sollte man sich den unmittelbaren Genuß an dem köstlichen litterarischen Schätze, den Bismarck seinem Volk hinterlassen hat, nicht trüben lassen. Einen solchen Genuß bietet auch der „Anhang“ zu den großen Gedanken und Erinnerungen. O. St.

Dr. **J. Jastrow** und Dr. **G. Winter**. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen (1125—1273). Zweiter Band (1190—1273). Aus: Bibliothek deutscher Geschichte. Stuttgart 1901. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Der erste Band dieser Abteilung des großen populären Geschichtswerkes erschien 1896 und ist im 45. Bande unserer Monatschrift S. 265 ff. von H. D. angezeigt worden. Der jetzt vorliegende zweite Band ist bis auf seinen ersten, mit dem Tode Kaiser Heinrichs VI. schließenden Abschnitt, dem noch ein Entwurf Jastrows zu Grunde liegt, die alleinige Arbeit Winters. Er hat den Stoff in drei Bücher gegliedert, die er als Zeitalter Innocenz' III., Friedrichs II. und des rheinischen Bundes bezeichnet. Es ist wesentlich politische Reichsgeschichte: von der Machtsfülle Heinrichs VI. zur Machtlosigkeit Richards von Cornwallis, dessen „Gedächtniß wie ein Schall verflug“, von der Bergeshöhe der staufischen Kaiseridee zur Niederung des „großen Interregnums“ und seiner Anarchie. Die Stauerzeit wird immer die anziehendste Periode des deutschen Mittelalters bleiben. Die Meinungen und Urteile über die in ihr herrschenden Tendenzen werden freilich stets verschieden sein. Denn das Hauptthema, die große Frage nach den Grenzen der weltlichen und geistlichen Gewalt, scheidet noch in unserer Gegenwart die politischen Parteien und wird schwerlich in absehbarer Zukunft endgültig erschöpft sein. Damals fand seine Behandlung leidenschaftlichste Teilnahme und gewaltige Persönlichkeiten als Führer im Kampf. Auf Barbarossa, den herrlichen Typus mittelalterlichen Herrschertums, und seinen hochbegabten Sohn Heinrich folgte in Friedrich II. die ausgeprägteste Individualität, die wir aus der Ueberlieferung des Mittelalters zu erfassen im Stande sind. Solchen weltlichen Repräsentanten standen in Alexander III., Innocenz III.,

Gregor IX. und Innocenz IV. Papstcharaktere bedeutendster Art gegenüber, eine Folge, wie sie kein anderes Jahrhundert der Papstgeschichte aufzuweisen hat. Diese Zeit ist reizvoll wie durch die Kontraste und überraschenden Wandlungen der großen Politik, so durch die innere Entwicklung der Verfassung, die dem Partikularismus der Territorialgewalten eine entscheidende Bedeutung verleiht; wie durch die gewaltige Kraftentfaltung des deutschen Volkstums nach Osten hin, die in Kolonisierung und Germanisierung Schöpfungen von weltgeschichtlicher Bedeutung vollzieht, so durch den Beginn einer großen wirtschaftlichen Umwälzung, die das bare Geld zu einem entscheidenden Kulturfaktor macht; und zuletzt gewiß nicht am wenigsten durch die erste Blüte der deutschen Nationallitteratur, die die großen Erscheinungen der Zeit poetisch verklärt. Schon Martin Luther beklagte „die Unterdrückung der teuren Fürsten Friedrichs des Ersten und des Andern durch die Päpste“ als ein nationales Unglück, Leopold Ranke sah in der Ungerechtigkeit jener päpstlichen Politik den ersten Grund zu dem späteren Abfall von der Kirche, Jakob Burckhardt bezeichnete Friedrich II. als den ersten modernen Menschen, und in der historischen Litteratur der Gegenwart tritt die Anschauung hervor, daß die Renaissance-Kultur und der moderne Individualismus weniger in der Wiederaufnahme der Antike als vielmehr in den sozialen und religiösen Bewegungen des 12. und 13. Jahrhunderts wurzeln. Andererseits wirkt der Geist jener Päpste bis in unsere Tage hinein gewaltig auf viele Menschen. Hat doch die Bewunderung ihrer Politik, die Klarheit und Folgerichtigkeit der päpstlichen Briefe und Dekretalen aus jener Zeit noch im 19. Jahrhundert protestantische Theologen und bedeutende Historiker zu überzeugten Dienern Roms gemacht (einen Aug. Friedr. Gfrörer und einen Friedr. Surter, die Biographen Gregors VII. und Innocenz' III.).

Bei der Fülle des Stoffes war für den Zeitraum von 83 Jahren auch in einem Bande von 672 Seiten starke Beschränkung zu üben. Ist auch diese Reichsgeschichte zuweilen mehr italienisch als deutsch, so mußten vor ihr doch wichtige Partien der deutschen Volksgeschichte zurücktreten, da sie ein zu detaillirtes Eingehen auf die Territorialgeschichte fordern. Die Reichspolitik ruhte eben ganz auf der Verbindung der Staufer mit Reichsitalien

und dem sizilischen Königreiche; der Norden und Osten, wo die Zukunft der Nation lag, entfremdete ihr immer mehr.

Winters Arbeit steht auf dem festen Grunde, den die kritische Forschung der letzten Jahrzehnte gelegt hat, vorzüglich auf den Resultaten Jul. Fickers, Ed. Winkelmanns und Paul Scheffer-Boichorsts. Aber der Verfasser läßt die zeitgenössischen Quellen auch aus eigener Anschauung reden. Wir verweisen auf seine Charakteristik Friedrichs II., die ein sorgfältiges Studium der Korrespondenz des Kaisers und der Päpste erkennen läßt. In ihrer maßvollen und vorsichtigen Fassung erinnert sie uns an die einst von Georg Waiß gegebene, zeigt aber auch den Fortschritt der Forschung. Daß „das Verhängniß seines Lebens“, die Ablehnung der Unterwerfungsbedingungen des lombardischen Bundes nach dem Siege bei Cortenuova, bei dem genialen Staatsmann auf Rachedurst zurückzuführen sei, möchten wir jedoch nicht annehmen. Die Ueberlieferung jener Verhandlungen ist unvollständig und unsicher, und der Rachedurst als Motiv scheint uns hier psychologisch nicht zu stimmen. Das tragische Geschick Friedrichs mahnt freilich an das Wort, das selbst ein Bismarck auf sich bezogen hat: *fert unda nec regitur*.

Die Stauferzeit hat die livländische Geschichte geboren. Wer für diese Verständniß haben soll, muß auch die deutsche Reichsgeschichte kennen. Das alte Livland war ein Glied des Reiches. Standen die Staufer selbst auch Livland fern, ihr großer Kampf gegen die geistliche Gewalt hat doch die Geschicke des fernen Landes mächtig beeinflusst. Für Jahrhunderte ist dieser Kampf von den livländischen Territorialgewalten aufgenommen und geführt worden. Winter hat die Anfänge der livländischen Geschichte sehr kurz, aber in richtiger Auffassung in seine Darstellung aufgenommen. In größeren Darstellungen unter einer gewissen Ungenauigkeit der Daten zu leiden ist freilich die livländische Geschichte gewohnt. Der Bau der ersten Kirche in Uexküll war in das Jahr 1184, nicht in das folgende zu setzen; die Belehnung Bischof Alberts durch König Philipp fand nicht „im Winter von 1205 auf 1206“, sondern 1207 zwischen dem 1. und dem 8. April auf dem von Winter (S. 164) besprochenen Hofstage zu Sinzig am Niederrhein statt (vgl. Ed. Winkelmann in Mitteilungen d. Ges. f. Gesch. und Altertumsf. in Riga, Bd. 11, S. 310 ff.); daß für die Umwand-

lung des deutschen Krankenpflegerordens in Aßon zum Ritterorden das Jahr 1188 statt 1198 angegeben wird, kann natürlich nur ein Druckfehler sein. Die Bezeichnung des „Ordens der Brüder der Ritterschaft Christi“ als des nachmaligen Schwertritterordens kann mißverständlich sein. Jene Brüder wurden von ihren Rechtsnachfolgern, den Deutschordensbrüdern, und dann überhaupt schon im 13. Jahrhundert Schwertrüder genannt. Die Erhebung der rigischen Kirche zum Erzbistum, die Stellung des Deutschen Ordens zu der kirchlichen Organisation in Preußen und Livland hätten wohl noch in den Rahmen dieses Bandes hineingepaßt. Wichtig hervorgehoben ist die politische Stellungnahme des Deutschen Ordens zum Kampf zwischen Kaiser und Papst. Die Hochmeister — nicht allein Hermann von Salza (1210—39), sondern auch Landgraf Konrad von Thüringen (1239—40) und Gottfried von Hohenlohe (1244—49) — waren sehr hervorragende Staatsmänner Friedrichs, aber sie verstanden ihre staufische und nationale Gesinnung mit dem für den Orden notwendigen Verhältniß zu den Päpsten zu vereinigen. Für die nationale Haltung des Ordens spricht auch sein späterer Beitritt zum rheinischen Bunde. Seiner Gesinnung und seiner nationalen Politik verdankte der Orden in Deutschland das große Ansehen und das sehr bedeutende Wachstum seiner Besitzungen. Im Sommer 1237 rieten auf einem Ordenskapitel in Deutschland an 100 versammelte Ordensbrüder ihrem Meister Hermann von Salza, er möge nicht mehr an den Vermittlungsversuchen bei Papst Gregor IX. teilnehmen; die deutschen Fürsten könnten ihm das verübeln. Diese 100 waren doch wohl nur besonders angesehene und höher gestellte Brüder. Man sieht, es war dem Kaiser Friedrich II. gelungen, im Deutschen Orden „eine Verbindung des deutschen Adels zu idealen Zwecken in Gang zu setzen.“ Um 1240 stieg die Frequenz im Orden auf 2000 Ritterbrüder, unter denen besonders staufische Ministerialen durch militärisches und diplomatisches Geschick hervorragten. Das kam auch Livland zu statten. — Wir empfehlen die schlicht und einfach, klar und deutlich geschriebene neue Geschichte der Stauferzeit dem baltischen Publikum.

O. St.

**Herm. Türck.** Der geniale Mensch. Berlin, F. Dümmler. 5. Aufl. 1901.

Interessant ist dieses, leider durch große Reklame verdächtige Buch jedenfalls. Schon die Verschiedenheit der Beurteilung durch

die Kritiker, von großer Anerkennung bis zu entschiedener Ablehnung, erweckt das Interesse und zeigt, daß es kein gewöhnliches Buch, kein Durchschnittsmachwerk ist. Der Erfolg aber — fünf Auflagen in fünf Jahren — beweist erfreulich, daß es wieder Menschen giebt, welche Werke mit tieferen Aufgaben in deutscher Sprache goutiren.

Türck stellt sich die Aufgabe, das Wesen des Genies oder des genialen Menschen zu ergründen. Zur Erreichung dieses Zieles gehört eine feine psychologische und speziell analytische Begabung, die etwas dem Genie Kongeniales haben muß. Sehen wir auf das Ganze, so haben wir nicht den Eindruck, als ob Türck seiner Aufgabe ganz gewachsen ist, obgleich im Einzelnen viele feine Züge des Genies angeführt und diese leider beständig wiederholt werden. Ganz abgerundet und erschöpfend ist das Bild entschieden nicht.

Sehen wir genauer hin. In drei einleitenden Abschnitten untersucht Türck das Wesen des Genies und findet es im Anschluß an Schopenhauer und Goethe in vollkommenster Objektivität einerseits und in Wahrheitsliebe andererseits. Beides vereinigt sich zum zusammenfassenden Urteil: dem Genialen eignet eine „selbstlose Vertiefung in die Natur der Dinge.“ Nach der Seite des *E m p f i n d e n s* giebt es eine *k ü n s t l e r i s c h e* Genialität; sie wird an Hamlet, Faust und Manfred nachgewiesen. Auf das *D e n k e n* gerichtet ist die *p h i l o s o p h i s c h e* Genialität. Ihre klassischen Vertreter hier sind merkwürdiger Weise Schopenhauer (obgleich dieser zum Glück auch manchen Widerspruch erfährt) und Spinoza, von dem zu viel Entzückendes gesagt wird. Wird endlich das *H a n d e l n* in den Vordergrund gerückt, so entsteht die *p r a k t i s c h e* Genialität, welche zum Teil als religiös-ethische in Christus und Buddha verkörpert ist, zum Teil als „weltliches Uebermenschentum“ in Alexander, Cäsar, Napoleon ihre Gipfelpunkte hat. Den Schluß bilden Kritiken, und zwar sehr strenge, aber wirklich gerechte Kritiken, über Lombroso, den „unlogischen, pseudo-wissenschaftlichen Phantasten“, über Nietzsche, den „moralisch Schwachsinigen“ (dies jedoch nur eine Seite von Nietzsche), über Ibsen, den „egoistischen Pseudo-Poeten“.

Im Wesen des Genies scheint mir ein sehr wichtiges Stück zu fehlen, nämlich der treue Fleiß, die hingebende Arbeitsliebe des Genies. Es gehört mit zu seinem Wesen, sonst wird es zu

seinem eigenen Zerrbilde, zum verbummelten Genie. Diese Seite kommt nicht zur Geltung, wird in der „selbstlosen Vertiefung“ nur gestreift. Das Beste an dem ganzen Buch sind die Analysen der Dichterwerke: Hamlet und Faust. Der Verfasser ist sehr stolz darauf, daß diese seine Analysen auf die Schauspielkunst bahnbrechend eingewirkt haben und einer der größten Darsteller des Hamlet, Josef Kainz, durch sie zu einer völligen Aenderung seiner Darstellungsweise veranlaßt ist.

Die schwächsten Partien dagegen sind die theologischen. Schon der Abschnitt über „Gott und Welt“, der einzige unpopuläre Teil des Ganzen, der sich auch selbst nur als „Anhang“ einführt, verläßt mit der Popularität auch die sonstige Klarheit der Sprache, wird dunkel und mystisch und erweckt fortlaufend den Gedanken, daß nicht nur die Worte unklar sind. Der Standpunkt ist ungefähr ein spiritualistischer Pantheismus, da ist etwas von Spinoza, etwas Hegel, auch etwas Fichte drin. Aber bei aller Bemühung gelingt es nicht, dieses Wortgefüge mit der theistisch-christlichen Weltanschauung in Einklang zu bringen.

Erst recht deutlich wird das in dem Kapitel über Christus. Die Auffassung Jesu als des Typus eines genialen Menschen wird der Einzigartigkeit des Gottmenschen nie gerecht werden. So ist denn auch die Umdeutung der meisten christlichen Begriffe, speziell des Reiches Gottes — auch natürlich des Begriffes „Satan“ direkt oberflächlich. Vollends die Analyse des Seelenlebens Jesu nach der Versuchungs-Geschichte, die sich zur ernsthaftesten Behauptung von Selbstmordgedanken vor der zweiten Versuchung versteigt, ist nicht nur sehr ungenial, sondern einfach unerlaubt, um nicht zu sagen: blasphemisch. — Niemand hätte von dem Verfasser spezielle theologische Studien verlangt, Niemand ihm einen Vorwurf machen können, wenn er die Person Jesu überhaupt aus dem Spiel gelassen hätte. Denn um eine so einzigartige Erscheinung annähernd korrekt zu schildern, dazu reichen nicht ein paar entlehnte Gedanken über das Genie aus, dazu muß man sich vor Allem eingehend in die Quellen und deren Studium vertiefen. Das ist nicht Jedermanns Sache, ganz und gar nicht die Sache Hermann Türcks, der sich damit begnügt, einzelne Sätze aus einseitigen theologischen Werken abzuschreiben. Er sagt: „echt ist im Johannes-Evangelium nur eine Stelle, Kap. 8, 1—11“ (S. 258). Ich frage: woher weiß

er das? — Die geradezu großartige „Einleitung in das Neue Testament“ von Zahn wagt er ohne Beweis „in den Grundzügen durchaus unzureichend und verfehlt“ zu nennen.

Uebersetzen wir die 55 Seiten des pseudo-theologischen Abschnitts, so bleibt genug übrig, um Anregung zum Nachdenken aus diesem glatt und gut geschriebenen Buch zu schöpfen.

Ernst Külpe.

**Adolf Schmittenner.** Neue Novellen. 1901. 437 S.

Wenn ich gelegentlich auch Unterhaltungslektüre in der „Monatschrift“ zur Anzeige bringe, so möchte ich damit denen einen Dienst erweisen, die nicht in der Lage sind, selbst viel zu wählen oder zu prüfen, sondern gerne einen sicheren Hinweis darauf haben, was etwa auch geeignet ist am Familientisch, bei herbstlicher und winterlicher Lampe gelesen zu werden. Da die Leser der Monatschrift den Standpunkt kennen, den ich ab und zu auch hier zu vertreten die Möglichkeit habe, so werden sie ja wissen, ob sie die von mir besprochenen Bücher in die Hand nehmen sollen oder nicht. Ich beginne mit einigen Büchern aus dem trefflichen Grunowschen Verlage in Leipzig. Man kann, wenn man einem belletristischen Werk aus diesem Verlage begegnet, sicher sein, etwas Gehaltvolles und Lesenswertes zu erhalten. Natürlich sind auch hier nicht alle Publikationen gleichwertig, aber man kann sich darauf verlassen, nie etwas wirklich Schlechtes und Verwerfliches zu finden. Ich erwähne heute drei Bücher aus diesem Verlag — die Ausstattung ist bei allen dieselbe ansprechende und geschmackvolle. — Zunächst die neuen Novellen von Schmittenner, ein durchweg unterhaltendes und erfreuendes Buch. Die Erzählungen aus dem alten Heidelberg sind voll schöner Lebenswahrheit und spiegeln trefflich den Geist der Zeit wieder, in der sie spielen. „Der Seehund“ ist eine der hübschesten Kindergeschichten, die ich kenne. Im „Cello“ waltet ein übermütiger Humor, der nicht verfehlt, die Vereinsmeierei unserer Tage mit mancher treffenden Spitze zu berühren. Leichtere Darbietungen sind die Novellen von

**Hans Grunow:** „Vom Wege.“ (Auf der Alm. Das Männlein. Hinab.) 1901. 192 S.

Doch auch sie sind überall fesselnd und amüsant. Die zweite

Erzählung ist von einem mich wenigstens sehr angenehm berührenden phantastischen Element belebt. Ein ganz eigenartiges Buch ist die Erzählung von

**Georg Stellanus:** Blau und Weiß. 2 Bände. 1901. 462 und 373 S.

Der erste Band ist jeden Lobes wert. Der Verfasser charakterisiert selbst seine Schreibweise durchaus zutreffend so (I, 206): „Das Bächlein unserer Erzählung schlängelt sich behaglich im Flachland zwischen Wiesen und niedrigem Buschwerk dahin.“ Gewiß wünscht man der Erzählung dazwischen ein lebhafteres Gefälle, aber doch habe ich den ersten Band mit ununterbrochenem Vergnügen gelesen. Es geschieht in dem ganzen umfangreichen Bande thatsächlich nichts und doch wird man durch die ungewöhnlich feine, geist- und humorvolle Darstellung gefesselt. Es ist eine Reihe von Genrebildern aus dem militärischen und kleinbürgerlichen Leben eines deutschen Städtchens; nicht selten meint man den Altmeister Wilhelm Raabe zu hören. Es wird durch die Lektüre eine fortbauernde behagliche Stimmung erzeugt, die wirklich angenehm ist. Leider hat das Buch noch einen zweiten Band. Dieser versetzt uns in die höhere Gesellschaft einer Residenz, und damit beginnt eine betrübliche Langeweile Platz zu greifen. Daß ein ganzer Band von 373 Seiten davon handelt, wie die vornehme Welt lebende Bilder und eine Quadrille im Kostüm aufführen will, ist des Guten viel zu viel. Daß dazwischen ganz unmotivirte, mit der Schlichtheit des ersten Bandes unerfreulich kontrastirende romantische Episoden eingestreut sind, — ein seit Jahrzehnten getrenntes Ehepaar trifft sich wieder, ein in zarter Jugend schüde verlassenes Kind wird als tugendhafter Jüngling wiedergefunden; für wertloses Glas gehaltene Steine entpuppen sich als unschätzbare Diamanten, — das Alles steigert nur das Befremden an diesem zweitem Bande. Wem es aber seine Mittel erlauben, um des ersten Theiles willen auch den zweiten mit in den Kauf zu nehmen, dem kann die Anschaffung nur bestens empfohlen werden.

**Holde Kurz.** Genesung. Erzählungen. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. 1902. 232 S.

Vortrefflich geschriebene Novellen. In der ersten waltet der ganze Zauber der alten Wunderstadt Venedig. Es ist wirklich ein schönes Märchen, das man liest; um so weniger begreift sich der ganz unnütze Zug, daß der Held der Erzählung ein Kind der

Sünde ist. Diese Thatsache ist für sein Schicksal ohne jede Bedeutung, da er selbst nichts davon ahnt. Die zweite Novelle erinnert mich an die besten Erzählungen des heutzutage viel zu wenig gekannten Ernst Theodor Amadeus Hoffmann. Das Hineinragen des Uebernatürlichen in das alltägliche Leben ist meisterhaft geschildert und es ist echt Hoffmannisch, daß man zuletzt im Zweifel bleiben muß, ob das grauenhafte Element, das zerstörend in das freilich nicht reine Glück eines jungen Ehepaares eingreift, wirklich übernatürlich oder nur unerklärlich menschlich vermittelt ist. Die dritte Novelle ist eine geistvolle Skizze, die allerdings unter starker Unnatur leidet. Das tragische Moment ist, daß der Held „Pelops Müller“ heißt. Nun ist es gewiß nicht angenehm, wenn man von einem unvernünftigen Vater den Namen „Pelops“ erhalten hat, aber vernünftige Menschen haben noch viel unerträglichere Namen zu ertragen gewußt.

Zum Schluß erwähne ich noch einige theologische Bücher, die in weiteren Laienkreisen Eingang zu finden durchaus geeignet sind. Von dem Roman „Jörn Uhl“ hier noch zu reden, ist zwecklos. Dieses Buch ist so allseitig schon anerkannt worden, und zwar mit vollem Recht, daß wir nur sagen können: wer es noch nicht kennt, der lasse es sich sofort kommen und lese es! Aber mir wenigstens war es noch unbekannt, daß von dem Verfasser des so schnell berühmt gewordenen Romans, Pastor Gustav Frenssen in Hemme, Holstein, auch Predigten im Druck erschienen sind. Mir liegt vor der erste Band von

**Gustav Frenssens** „Dorfpredigten“. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1902. Dritte Auflage. 189 S.

Diese Predigten überraschen durch ihre Originalität, den Reichtum und die Tiefe der Gedanken bei großer Schlichtheit der Rede. Aus dem Leben des Volkes schöpfen sie ihre Bilder und Gleichnisse und das alltägliche Ergehen, das Arbeiten und Mühen, das Sorgen und Leiden des Bauern stellen sie in das Ewigkeitslicht des Evangeliums, aber so, daß jeder Stand und jeder Bildungsgrad aus ihnen wertvollste Anregung entnehmen kann. Diese Predigten seien auch unsern evangelischen Häusern warm empfohlen.

Von dem hier schon mehrfach erwähnten schönen Frommel-Gedenkwerk ist der fünfte Band erschienen unter dem Titel:

**Emil Frommel.** Segen und Trost. Reden aus dem Amt. Berlin, Mittler und Sohn. 1902. 306 S.

Der Band enthält das, was wir Kasualreden zu nennen pflegen, geistliche Ansprachen bei Taufen, Konfirmationen, Trauungen, Beerdigungen zc. Wenn der Herausgeber, Pfarrer Otto Frommel, die Hoffnung ausspricht, daß das Buch nicht nur Predigern, sondern auch Laien Vieles bieten werde, so wird ihn diese Hoffnung sicher nicht täuschen. Auch dieser Band des Werkes verdient es, ein rechtes Hausbuch bei uns zu werden.

Endlich liegt zur Anzeige vor:

**G. Burkhart.** Die Auferstehung des Herrn und seine Erscheinungen. Zweite wohlfeile Ausgabe. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1902. 288 S. 1 M. 80 Pf.

Die Absicht des Verfassers ist eine doppelte. Die Berichte über die Erscheinungen des Auferstandenen, wie die vier Evangelien sie bieten, sind ja mannigfaltig und fügen sich nicht leicht in ein Gesamtbild. Wenn nicht anders, so weiß man aus dem Streit, der sich an die Veröffentlichung der „Wolfenbüttler Fragmente“ durch Lessing knüpfte, daß gerade die Differenzen der evangelischen Berichterstattung in Bezug auf die Auferstehung Jesu benützt worden sind, die Thatsache selbst als zweifelhaft hinzustellen. Der Verfasser sucht nun ein einheitliches Bild der evangelischen Geschichte, die den Zeitraum von Ostern bis Himmelfahrt umfaßt, herzustellen. Es ist ihm wohl gelungen und es muß anerkannt werden, daß er es gethan hat, ohne zu den Künsten einer gewaltsamen Apologetik zu greifen. Dann aber wollte der Verfasser auch „gerne zeigen, welche Fülle von erbauender Kraft zur Stärkung des Glaubens und zur Befestigung des Wandels gerade in den Erzählungen von der Auferstehung des Herrn und von seinen Erscheinungen für den einzelnen wie für die Gemeinde der Gläubigen liegt“ (S. IV). Wenn auch gerade die „grundlegenden Erörterungen“ (S. 1—20) in Bezug auf das „Wie“ der Auferstehung an mancher Unklarheit leiden, so bleibt das Ganze doch ein sehr lesenswertes Buch.

H. Eisenschmidt.

Nach den am 22. März Allerhöchst bestätigten Beschlüssen der Konferenz sollen lokale Gouvernements- und Kreiscommités gebildet werden, die der besonderen Konferenz Daten und Vorschläge zu übermitteln haben. In den Ostjeeprovinzen bestehen die Gouvernementscommités unter dem Vorsitz der Gouverneure aus dem Landmarschall (Ritterschaftshauptmann, Landesbevollmächtigten), je einem Kreisdeputierten für jeden Kreis (in Livland für den Arensburgschen Kreis dem Desel'schen Landmarschall, in Kurland den Kreismarshällen), dem ständigen Gliede der Gouvernementsbehörde für bäuerliche Angelegenheiten, dem Dirigirenden des Kameralhofs, der Domänenverwaltung (Livland) oder seines Vertreters, den Präsidenten der landwirtschaftlichen Vereine und vom Gouverneur oder der besonderen Konferenz hinzugezogenen Personen. Die Kreiscommités bestehen in Livland und Estland unter dem Vorsitz eines vom Gouverneur im Einvernehmen mit dem Landmarschall resp. Ritterschaftshauptmann designirten Kreisdeputierten, auf Desel unter dem Vorsitz des Landmarschalls, in Kurland unter dem der Kreismarshälle aus Beamten, die vom Gouverneur bezeichnet, und aus Privatpersonen, die vom Vorsitzenden der Kreiscommités dazu aufgefordert werden.

25. März. Riga. Unter dem Vorsitz des nach Riga delegirten Adjutanten des Präsidenten des Konseils für Handelschiffahrt Großfürsten Alexander Michailowitsch, Kapitäns zur See 2. Ranges Beklemischew findet eine Konferenz von Vertretern der Regierung, des Rigaer Börsencommités und der Rigaschen Stadtverwaltung in Sachen der Verwaltung der Rigaschen Hafenanlagen statt. Es handelt sich darum, ob einige resp. welche Hafenanlagen nach Ersetzung der bisherigen Hafengebühren durch eine Kronschiffs- und Pflanzsteuer von den Schiffen und Waaren (s. Balt. Chr. vom 17. Dez. v. J.) in der Verwaltung des Börsencommités und der Stadtverwaltung zu lassen oder ob alle Hafenanlagen den Kronschiffsingenieuren zu überliefern sind. Die Frage ist besonders wichtig, da manche Arbeiten, z. B. Baggararbeiten nach dem Eisgang, ihrer Natur nach nicht im Voraus bestimmt werden können und doch schneller Entscheidung bedürfen, die bei den der Reichskontrolle unterliegenden Regierungsorganen schwer zu erlangen ist. Die Konferenz kommt zu dem Beschluß, für das laufende Jahr 1902 die Verwaltung der Hafenanlagen auf früherer Grundlage zu belassen; versuchsweise bleiben vom Jahre 1903 ab auf 3—5 Jahre dem Börsencommité die Baggararbeiten, die Instandhaltung der Seebämme an der Dünamündung, die Verwaltung der Hebekrähne und

des Schwimmdocks; in der wirtschaftlichen Verwaltung der Stadt sollen die auf ihrem Grunde gelegenen Uferbefestigungen vor der Stadt und der Baggerbetrieb in den Dünaarmen bleiben; die übrigen vom Börsenkomité und der Stadt gegenwärtig verwalteten hydrotechnischen Anlagen sind der Verwaltung des Chefs der Hafensarbeiten zu übergeben; das Budget für ihre Hafenausgaben legen die Stadt und der Börsenkomité der Kronshafenbehörde vor, die nach Bewilligung der Kredite die Ausführung der Arbeiten durch eines ihrer technischen Mitglieder beaufsichtigen lassen kann. Die Beschlüsse der Konferenz erhalten in der Folge die erforderliche autoritative Bestätigung.

Für den Uebergang aller Hafenanlagen und Arbeiten, mit Ausnahme der vor der Stadt belegenen Uferbefestigungen in die Verwaltung der Kronshafenbehörde hatte sich auf der Konferenz der Chef der Hafensarbeiten Konstantinow besonders lebhaft ausgesprochen. In Petersburg waren bei den im a. p. stattgehabten Verhandlungen über die Rigaschen Hafensbauten im Komité für die Verwaltung der Seehandelshäfen (beim Konseil für Handelschiffahrt) der Gehilfe des Reichskontrolleurs Gorenko und der Dirigierende der Abteilung für Handelschiffahrt Konkewitsch als Gegner des Baggerbetriebs durch den Börsenkomité aufgetreten, da „derartige Arbeiten im Hafen nicht zum Kompetenzgebiete der Börsenkomités gehören“ (Rig. Handelsarchiv 1902, Heft I); ihnen gegenüber konnte der Vertreter des Börsenkomités sich mit Recht und Erfolg darauf berufen, daß das Fahrwasser der Düna dank den Arbeiten des Börsenkomités von 7 Fuß auf 22—24 Fuß gebracht worden sei; die Düna sei dadurch vor dem Schicksal

25. März. Der Rektor der Jurjewischen Universität zeigt am schwarzen Brett an, daß die Vorlesungen und Arbeiten an der Universität am 27. März e. wieder beginnen werden.
25. März. Die deutschen Universitäten und technischen Hochschulen beginnen die Aufnahmebedingungen für russische Unterthanen zu verschärfen. Die kgl. Bergakademie zu Freiburg in Sachsen soll nach einer Verfügung des Finanzministers russische Staatsangehörige nur dann aufnehmen, wenn sie außer dem Reisezeugniß noch eine Bescheinigung über das an einer russischen Hochschule bestandene Konkurrenzexamen besitzen oder thatsächlich an einer technischen Hochschule ihrer Heimat zugelassen worden sind. Deutsche Staatsangehörige werden mit dem Reisezeugniß eines russischen Gymnasiums ohne Weiteres aufgenommen. Russischen Staatsangehörigen von deutscher Abstammung und Muttersprache kann dieselbe Vergünstigung vom Rektor oder Senat gewährt werden.
26. März. Durch Allerhöchsten Befehl an den Dirigirenden Senat wird der römisch-katholische Bischof von Wilna, Zwerowicz, vom Amte entfernt. Zum Aufenthaltsort wird ihm die Stadt Iwer angewiesen.
- In einem Zirkulär an die Geistlichkeit der Wilnaschen Eparchie, das weder geheim noch konfidentuell war, hatte der Bischof u. A. geschrieben: „Die [orthodoxen] Kirchenschulen sind das bedeutendste Mittel, um die Prawosslawije im Westgebiet zu festigen. Diese Pflanzstätten der religiös-sittlichen Aufklärung impfen selbst vielen andersgläubigen Kindern (es giebt solche Schulen an Orten, wo es keine einzige orthodoxe Familie giebt) die Elemente des orthodox-russischen Lebens ein und führen die junge andersgläubige Bevölkerung unmerklich dem russisch-orthodoxen Kultus zu. Dieses Ziel der Kirchenschulen und die Anschauungen ihrer Leiter zeigen zur Evidenz, daß wir es hier mit rein konfessionellen Schulen zu thun haben und daß diese Schulen als solche von Katholiken keinesfalls ohne Schädigung ihres Glaubens besucht werden können.“ In Anbetracht dieses schreibt Zwerowicz den Geistlichen seiner Eparchie vor, den Kindern, die orthodoxe Kirchenschulen besuchen, und ihren Eltern und Vormündern, wenn alle Warnungen vor diesem Schulbesuch fruchtlos bleiben, die Absolution und das Abendmahl zu versagen.
30. März. Dem livländischen Gouvernements-Mäßigkeitskuratorium sind auf Ansuchen des livländischen Gouverneurs von der Hauptverwaltung des Kronsgetränkeverkaufs nachträglich für 1902 doch noch 10,000 Rbl. bewilligt worden (vgl. Balt. Chronik vom 15. Jan. d. J.).
1. April. Der Volksschulinspektor für den Fellinschen Kreis teilt den örtlichen Schulen mit, daß die „Nordlivländische Zeitung“ ohne obrigkeitliche Erlaubniß in öffentlichen Lesezimmern nicht ausgelegt werden darf.

1. April. In Helsingfors beginnen Konferenzen über die Organisation des Unterrichts in der russischen Sprache in den Schulen Finnlands, zu denen der Bezirksinspektor des Rigaschen Lehrbezirks N. Sajontschowski als Sachverständiger abkommandirt worden ist.
2. April. Der Minister des Innern Dmitri Ssergejewitsch Sspjagin wird in St. Petersburg ermordet.
3. April. Die Bauerunruhen in den Gouvernements Poltawa und Charkow werden unterdrückt. Die Unruhen hatten Mitte März in den Kreisen Konstantinograd und Poltawa des Gouvernements Poltawa begonnen, indem die Bauern scharenweise nach den Gutshöfen zogen und Verpflegung forderten, dann zur Plünderung der Höfe schritten und endlich auch einige Güter verwesteten und zwei Gutshäuser niederbrannten. Am 30. März hatte der Gouverneur von Poltawa, Bellegarde, die Notwendigkeit außerordentlicher Maßnahmen erkannt und begab sich mit militärischem Aufgebot an die Orte der Ausschreitungen, die am 3. April in Poltawaschen endgiltig unterdrückt waren, nachdem hier insgesammt 54 Güter geplündert worden waren. Bei dem Dorfe Komalewka hatte das Militär gegen die plündernden Bauern von der Feuerwaffe Gebrauch gemacht und drei Personen getödtet. Im Gouvernement Charkow hatte der Aufstand vom 31. März bis zum 2. April in den Kreisen Walki und Bogoduchow angehalten, wo 28 Güter geplündert wurden, während es dem Gouverneur Fürsten Dholenski gelang, die Ueberfälle auf etwa ebenso viele andere Wirtschaften zu verhindern. Das energische Vorgehen des Fürsten Dholenski und die Zusicherung von Strafmilderung für die Reuigen bewirkte, daß die Bauern zur Einsicht kamen und das geraubte Gut vielfach zurüclieferten. Zu Tode geprügelt wurde hier niemand der Bauern, die hartnäckigsten Auführer aber körperlicher Züchtigung unterworfen, was die nötige Reaktion bei den Bauern hervorrief und die Notwendigkeit beseitigte, zu schrofferen Maßnahmen zu greifen nach Art derer, zu denen bei Komalewka geschritten werden mußte.

Bei dem Verhör der am Aufstand beteiligten, festgenommenen Personen wurde festgestellt, daß in den an einander stoßenden Teilen der Kreise Poltawa und Konstantinograd, wo die wirtschaftliche Lage der Bauern in Folge einiger aufeinander folgenden Mißernten nicht ganz befriedigend ist, eine gegen die Regierung gerichtete Propaganda Wurzel gefaßt hatte. Diese Propaganda drückte sich darin aus, daß unter den Bauern in großer Anzahl in kleinrussischer Sprache verfaßte Broschüren und andere Publikationen verbrecherischen Inhalts verteilt wurden. Diese Publikationen rufen das Landvolk zur Empörung gegen die Behörden und zur Beraubung der Gutsbesitzer auf. — Sowohl die Führer der einzelnen Scharen der Plünderer als auch die Hauptschuldigen aus der Zahl der Letzteren sind festgenommen. Desgleichen sind auch einige der an der verbrecherischen Propaganda unter den Bauern Beteiligten in Haft genommen worden. — Nach Unterdrückung der Unruhen wurde der Gouverneur von Poltawa, Bellegarde, von seinem Posten abberufen, der

Gouverneur von Charkow durch Verleihung des Wladimirordens 2. Klasse ausgezeichnet. (Nach dem „Reg.-Anz.“)

4. April. Jurjew (Dorpat). Die estnischen Stadtverordneten richten eine erste geschlossene Aktion gegen die Anschauungen der bisherigen Stadtvertretung, indem sie eine Herabsetzung der Gage des Stadthauptes von 4000 auf 3000 Rbl. und der des Stadtssekretärs von 3000 auf 2400 Rbl. beantragen; die Anträge werden mit 36 gegen 25, resp. 24 Stimmen abgelehnt, worauf der Stadtverordnete Töniffon Separatvota gegen die Majoritätsbeschlüsse abgab, denen sich 20 resp. 18 Stadtverordnete anschlossen. Das bisherige Stadthaupt B. von Grewingf wurde mit 50 gegen 5 Stimmen, der Stadtssekretär A. Schmidt mit 49 gegen 11 Stimmen wiedergewählt.
- „ „ Zum Minister des Innern wird der Minister-Staatssekretär für Finnland und Reichssekretär Wjatscheslaw Konstantinowitsch v. Plehwe ernannt, unter vorläufiger Belassung im Amt des Staatssekretärs für Finnland. Der neue Minister hat seiner Zeit als Vorsitzender einer Spezialkommission einen Gesegentwurf über die Reorganisation der Landesprästanden und der Adelsinstitutionen in den Ostseeprovinzen fertiggestellt.

In dieser vom Minister des Innern J. N. Durnowo niedergesetzten Kommission für die Reform der Landesverfassungen in den Ostseegouvernements kennzeichnete W. K. v. Plehwe die Situation folgendermaßen:

Die Lage der Landesangelegenheiten in den Ostseeprovinzen ist so, daß die erste Anregung der Frage einer vorzunehmenden Reform tatsächlich ihren Ausgang nimmt aus der den Anschauungen der Regierung nicht entsprechenden Führung dieser Angelegenheiten durch den baltischen Adel. Genaue Untersuchungen haben sowohl im Estländischen als im Livländischen Gouvernement Besonderheiten in der bestehenden Landesverfassung an den Tag gebracht, die ohne offene Verletzung der Interessen der Gerechtigkeit nicht geduldet werden können. Thatsachen, die das bestätigen, sind nur allzu viel bei der Kritik der materiellen Seite des Prästandewesens angeführt worden. Dazu haben die in der letzten Zeit zu Stande gekommenen Reformen auf anderen Gebieten der Verwaltung in beträchtlichem Grade die gutsherrlich-ständische Ordnung zerstört, ihre alten Säulen erschüttert und bereits einen nicht geringen Teil der Landesprästanden und der Landeswirtschaft in die unmittelbare Verfügung und Verwaltung von Regierungsorganen gebracht unter bloßer Teilnahme der ritterschaftlichen Institutionen. Auf diese Weise ist der Weg zur Reform

der Institutionen schon von der Regierung angegeben und es würde kaum vorsichtig sein, von diesem Wege abzugehen, gleichsam sich rückwärts zu wenden und die Organisation der landesökonomischen Verwaltung auf irgend ein Repräsentationsprinzip mit den Rechten der Selbstverwaltung aufzubauen. Das hieße die Sache thatsächlich in den Händen lassen, die die Regierung zu der Ueberzeugung von der Notwendigkeit gegenwärtiger Reform geführt haben. Noch mehr, wenn die Regierung sogar von ihren in der genannten Richtung bereits gethanen Schritten zurückträte und bei dem Gedanken der Einführung irgend einer örtlichen landschaftlichen Selbstverwaltung in den Ostseeprovinzen stehen bliebe, so würde sich dieses auch als faktisch unausführbar erweisen, denn es giebt dort bisher noch nicht die dazu nötigen Elemente. In den Ostseeprovinzen befindet sich der größte Teil des Landeigentums in den Händen des Adels, der deshalb auch am meisten an der Landesverwaltung interessiert ist; in der letzten Zeit sind aber auch dort Landeigentümer aus anderen Ständen, selbst unter den Bauern entstanden. Die eine oder die andere Teilnahme an der örtlichen Selbstverwaltung müßte auch diesen Elementen zugewiesen werden . . . , aber bei der abhängigen Lage der Bauern den Gutsbesitzern gegenüber ist es unmöglich, auf irgend eine aktive Rolle dieser Elemente selbst in den untersten Organen der Landesverwaltung zu rechnen. Eine solche Selbstverwaltung würde an die Grundzins-Schlachta auf den Provinziallandtagen der polnischen Republik erinnern, wo die Vertreter dieser Landlosen in ihrer völligen Abhängigkeit von den Magnaten, auf deren Land sie lebten, bereit waren, stets nach deren Wunsch zu votiren. Die historische Erfahrung der Staaten, deren politische Fehler zu liquidiren der russischen Regierung zugefallen ist, muß ihr zur Warnung dienen vor der Einrichtung einer Verwaltung, für die es keine geeigneten Elemente giebt. . . ." („Riß. Westn." 1902 Nr. 85.)

Die „Rig. Rundschau“ bemerkte hierzu: „Ein Kommentar zu dem Vorstehenden erscheint vollkommen überflüssig, da der Inhalt des Gutachtens auch abgesehen von dem speziellen Gegenstande, den es behandelt, mit voller Klarheit zeigt, auf Grund welcher Informationen und in welchem Sinne der Mann, dem gegenwärtig die schwerste und verantwortlichste Aufgabe in Rußland auferlegt ist, die Kardinalfrage des Verhältnisses zwischen Staats- und Selbstverwaltung zu lösen gedenkt. — Wir möchten zum Schluß nur noch bemerken, daß ihm bei Abfassung des obigen Gutachtens die von der Livländischen Ritterschaft ausgearbeitete Grundsteuerreform nicht bekannt sein konnte, und daher auch nicht das Maß der Anerkennung, welche dieses Werk der „örtlichen Selbstverwaltung“ an allermaßgebendster Stelle gefunden hat, und zwar als Muster der höchst erreichbaren Gerechtigkeit.“

Am 10. April reiste Minister von Plehwe nach Moskau und verbrachte die Osternacht im Troize-Sergiewskischen Kloster. Der Vorsteher des Klosters überreichte ihm ein Heiligenbild und der Archimandrit Nikon hielt eine Ansprache, in der er die dem Minister bevorstehende schwere

Aufgabe hervorhob und betonte, er habe Recht gethan, sich den Segen dazu aus dem Kloster zu holen, von dem aus Dmitri Donskoi sich den Segen des heiligen Sergius zum Feldzuge gegen die Tatarenhorden geholt habe. Und aus dem geistigen Erbe Dmitri Donskois sei organisch die russische Selbstherrschaft erwachsen. — Darauf begab sich der Minister zu kurzem Aufenthalt nach Charkow und Poltawa.

Die „Mosk. Wob.“ sagen zur Ernennung Plehwe's: „Niemand erkennt bei uns die wahre Ursache unsrer pseudoakademischen Unordnungen so klar wie W. R. von Plehwe, welcher unsere moderne revolutionäre Bewegung nicht nur theoretisch studirt, sondern auch durch eigene staatsmännische Erfahrung kennen gelernt hat; aus diesem Grunde kennt auch niemand besser als er jene einzig sicheren Mittel, durch die dieser Bewegung vor zwanzig Jahren ein Ende gemacht wurde und durch die sie auch jetzt endgiltig zum Aufhören gebracht werden kann.“

4. April. In Finnland kommt es bei dem ersten Rekrutierungstermin nach der neuen Wehrpflichtsordnung zu bedeutenden Ruhestörungen. Schon die vorgeschriebene Promulgation des Wehrpflichtsgesetzes von der Kanzel hatte eine ganze Reihe von Predigern abgelehnt, wofür sie mit mehrmonatlicher Gehaltsentziehung gestraft wurden; die meisten ländlichen und städtischen Kommunen hatten sich dann aber wiederholt geweigert, ihre Vertreter für die Wehrpflichtskommissionen zu wählen und waren dafür von den Gouverneuren zu Geldstrafen verurteilt worden, die für Landgemeinden bis zu 25,000 Mark, für Stadtgemeinden bis über 40,000 Mark stiegen. Da die Strafen keinen Erfolg hatten, so wurde am 3. April ein Allerhöchster Erlaß emanirt, der die Wehrpflichtskommissionen auch ohne Teilnahme von kommunalen Repräsentanten für geschäftsfähig erklärte; auf Grund dieses Erlasses wurden die Kommunen in der Folge von der Zahlung der distirten Strafen befreit. Die am 4. April zusammentretenden Kommissionen wurden nichtsdestoweniger von einem großen Teil der Bevölkerung als nicht gesetzmäßig angesehen und die Stellungspflichtigen erschienen nur in sehr geringer Anzahl: in Helsingfors von 857 nur 57, in Björneborg von 120 nur 31, in Tammerfors von 327 nur 23, an einigen andern Orten stellte sich niemand. An einigen Orten gelang es nicht einen Sekretär für die Geschäftsführung der Kommission zu finden, ebenso fehlte es an Ärzten zur Untersuchung der Stellungspflichtigen. Vor den Wehrpflichtlokalen kam es in den Städten vielfach zu Volksdemonstrationen, so in Tammerfors und namentlich in Helsingfors. Hier fanden am 4. und 5. April Aufläufe von mehreren Tausend Personen statt, gegen die Kosaken und Infanterie ausgesandt wurden. Es kam zu ernstern Zusammenstößen zwischen dem Publikum und den Kosaken, von denen einige erheblich verwundet wurden. Nach Zurückziehung des Militärs ließ sich die Menge von einigen Stadtverordneten und einem Geistlichen zum Auseinandergehen bereden. An den nächsten Tagen ermahnten die Zeitungen zur Mäßigung und es kam nur zu Ausschreitungen geringeren Umfangs.

Am 9. April erließ der Gouverneur von Helsingfors, Raigorodow, eine Bekanntmachung, in der er vor weiteren Ruhestörungen unter Hinweis auf die Nutzlosigkeit der Demonstrationen warnte: „Straßentumulte können Regierungsforderungen nicht wartend machen und daher würde dreiste Eigenmächtigkeit der Menge, abgesehen von der vollständigen Zwecklosigkeit, nur schwere Folgen nach sich ziehen.“ Gleichzeitig wurde ein Allerhöchstes Reskript an den Generalgouverneur von Finnland vom 7. April veröffentlicht, das lautet: „In letzter Zeit hatten sich in Finnland falsche Gerüchte über unsere vermeintliche Absicht, die Rekruteneinberufung für das laufende Jahr einzustellen, verbreitet. Diese Gerüchte verirrten viele Rekruten und erweckten unter ihnen Zweifel, ob sie zur Erfüllung der Militärpflicht zu erscheinen hätten. Unser Finnländischer Senat, der befürchtete, daß sich bei dieser Lage der Dinge für die rechtzeitige Ausführung der Einberufung Schwierigkeiten ergeben würden, wandte sich an Uns mit einem allerunterthänigsten Gesuch um Verlängerung des festgesetzten Termins der Einberufung, um der Bevölkerung Zeit zu geben, sich von der Grundlosigkeit der über die Ableistung der Wehrpflicht ausgestreuten Gerüchte zu überzeugen. Indem Wir es für gut befinden, diesem Gesuch zu willfahren, stellen Wir es Ihnen anheim, den Termin der Einberufung gemäß dem Ansuchen des Senats bis zum 24. Juni zu verlängern. Wir erwarten, daß die von Unseren wahren Absichten unterrichteten finnländischen Bürger nicht zögern werden, die Forderungen des Gesetzes widerspruchslos zu erfüllen. Die Entziehung von der Einberufung würde Uns zu der Ueberzeugung bringen, daß die im Laufe des vorigen Jahrhunderts eingebürgerte Verwaltung Finnlands den ruhigen Verlauf des staatlichen Lebens und den Gehorsam den Behörden gegenüber nicht zu garantiren im Stande ist.“

Ueber das Betragen der Kosaken am 5. April sagt ein Tagesbefehl des Generalgouverneurs vom 25. April, die Kosaken hätten ihre Knuten nur aus Notwehr angewandt, da sie vom Publikum mit Steinen, Stöcken, leeren Flaschen und Eisstücken beworfen wurden, wobei ein Offizier, 5 Kosaken und 6 Pferde ernstlich verwundet wurden, und haben ihre Säbel, obwohl sie das gesetzliche Recht dazu hatten, nicht blankgezogen. Der Befehl schließt mit den Worten: „Indem die Kosaken zu den friedlichen Einwohnern ein wohlwollendes Verhalten bewahren, in der Erkenntniß dessen, daß in der einigen allrussischen Sippe der Finne und der Schwede gleichberechtigte Brüder der Russen sind, müssen sie dennoch stets der ehrlichen Erfüllung ihrer Dienstpflicht eingedenk sein und daran festhalten, daß die Truppen überall und stets nicht nur den auswärtigen, sondern auch den inneren Feinden furchtbar sein sollen.“ (Sperrdruck des Originals.)

4. April. Riga. Jahresversammlung der Glieder der Rigaschen Abteilung der allrussischen orthodoxen Missionsgesellschaft. Nach dem Referat des „Rish. Westn.“ sagte der Vorsitzende,

Bischof Agathangel von Riga und Mitau, in seiner Ansprache, daß die Thätigkeit der am 3. Oktober 1900 eröffneten Rigaschen Abteilung der Missionsgesellschaft nicht besonders ausgebreitet sein konnte, da ihre Aufgaben sich auf die Sammlung von Spenden und auf die Ausreichung von Unterstützungen an Neubekehrte beschränkten. Die eine von diesen Aufgaben, die Spendensammlung, erfüllte das Comité mehr oder weniger erfolgreich, „die andere war unerfüllbar, da sich noch Niemand an uns um Hilfe gewandt hat.“ Um die Mittel des Comité's zu erhöhen, hat der Vorsitzende alle Priester durch die Pröpste auffordern lassen, der Gesellschaft beizutreten, auf die Missionsblätter „Pravoslavny Ssobesjednik“ und „Missionerskoje Dvosrenie“ zu abonniren und die Gemeindeglieder für die Mission zu interessiren; der Geistlichkeit ist ferner zu wissen gegeben worden, daß die Kirchenvorsteher die Subskriptionslisten nach Möglichkeit der beständigen Aufmerksamkeit der Gemeindeglieder vorhalten sollen: „die Not ist so groß und das Werk so edel, daß jede Kopeke nötig ist.“ Nach dem Rechenschaftsbericht für die Zeit vom 3. Oktober 1900 bis zum 1. Januar 1902 stand dem Comité zur Verfügung an unantastbarem Kapital 100 Rbl., an Reservekapital 838 Rbl. 87 Kop., an disponiblen Kapital 606 Rbl. 33 Kop.; ausgegeben wurden 39 Rbl. 75 Kop. (für den Druck von Blanketten, Sammelbücher, 50 Expl. des Ustaw, 1000 Abzüge der Rede eines Priesters Liberowski u. dgl.).

5. April. Zirkulär des kurländischen Gouverneurs Nr. 1262/1271 an die Bauerkommissare des Gouvernements Kurland über den Gebrauch der Reichssprache in der bäuerlichen Gemeindeverwaltung:

Durch Allerhöchsten Kamentlichen Ukas an den Dirigirenden Senat vom 14. September 1885 sind die Regeln für die Führung der Geschäfte und der Korrespondenz durch die Behörden und Amtspersonen der Ostseegouvernements in russischer Sprache bestätigt worden. Dabei wurde durch besondere Anordnungen der höheren Regierungsinstitutionen für die Gemeindeverwaltungen eine zeitweise Ausnahme gemacht und für möglich erachtet, die russische Sprache in

ihrer Geschäftsführung allmählich einzuführen, nach Maßgabe der Besetzung der Gemeinbeschreiberposten mit Personen, die die Reichssprache beherrschen.

Seitdem hat die Frage der Anwendung der Reichssprache in den Gemeindeverwaltungen so bedeutende Fortschritte gemacht, daß ich auf einer Konferenz im Jahre 1900 für möglich hielt, die Herren Bauerkommissare zu bitten, unablässig auf die möglichst vollständige Ausdehnung der Anwendungssphäre der russischen Sprache im Ressort der bäuerlichen Kommunalverwaltung zu achten, wobei ich darauf hinwies, daß diese Maßnahme schon nachdrücklicher und völliger angewandt werden kann, weil die reformirte Schule ein völlig genügendes Kontingent von jungen Leuten, die die russische Sprache kennen, entläßt. Indessen habe ich in der letzten Zeit aus den Akten der Gouvernementsinstitutionen ersehen, daß in einem Falle eine Gemeindeverwaltung mit einer Gutsverwaltung in lettischer Sprache verhandelt hat, welcher Verhandlungsmodus gegenwärtig nicht mehr den Forderungen der Regierung entspricht.

Indem ich daher die fernere Führung der Korrespondenz der Gemeindeverwaltungen in einer anderen Sprache als der russischen für äußerst unzeitgemäß ansehe und meine Forderung wiederhole, daß der Reichssprache die ihr gebührende Stelle und Bedeutung nicht nur im Verkehr der Gemeindeverwaltungen mit allen Regierungs- und Privatinstitutionen und Amtspersonen, sondern auch in ihrer inneren Geschäftsführung angewiesen werde, schreibe ich den Herren Bauerkommissaren vor, unbeugsam darauf zu achten, daß alle Korrespondenz und die ganze Geschäftsführung der Gemeindeverwaltungen ausschließlich in der Reichssprache geführt werde.

7. April. Libau. Ein von der dänischen Mission hierher gesandter Prediger übernimmt die seelsorgerische Thätigkeit an einer von der skandinavischen Kolonie in Libau hergerichteten, mit einem Seemannshaus verbundenen Kirche.
8. April. Der „Now. Wrem.“ wird aus Riga geschrieben, daß die hiesigen städtischen Schulkollegien, die aus Gliedern, die von den Stadtverwaltungen gewählt werden, und aus Vertretern der Lehrressorts mit numerischem Uebergewicht der

ersteren bestehen, sich eine ihnen nicht zukommende Bedeutung beigelegt haben und die Rolle von selbständigen Administrationsorganen in Unterrichtssachen spielen, nicht selten sich weigern, die Forderungen der Direktoren und Inspektoren der Volksschulen nicht nur, sondern selbst die des Kurators des Lehrbezirks zu erfüllen, oder aber sich erlauben Beschlüsse zu fassen, die dem Sinne nach dem entgegengesetzt sind, was in den Vorschriften der Lehrbrigade ausgesprochen worden ist. Auf Vorstellung des Kurators des Lehrbezirks N. N. Schwarz werde daher eine Reihe von Maßnahmen ausgearbeitet mit dem Zwecke, die Rechte und Pflichten der Schulkollegien, die nur zur wirtschaftlichen Verwaltung der Schulen berufen seien, mit größerer Genauigkeit festzustellen und zu bestimmen.

Daß die Schulkollegien, deren geringer Einfluß auf das Unterrichtswesen allgemein bekannt ist, sich durchaus an die ihnen gesetzlich zugestandenen Rechte halten, geht aus dem Tenor der Korrespondenz selbst hervor, denn wenn sie ungesetzlich vorgingen, so würde man sie dafür zur Verantwortung ziehen und absetzen können, ohne das Gesetz zu ändern.

9. April. Das livländische Gouvernements-Mäßigkeitskuratorium hat, nach der „Düna-Ztg.“, die Gesuche einiger Kreiskomités um Mittel für die Veranstaltung von Volksvorlesungen in lettischer und estnischer Sprache abschlägig beschieden. Die Gesuche waren damit begründet, daß die russischen Vorlesungen die dieser Sprache nicht mächtige Bevölkerung wenig anzögen; das erschwere wesentlich die Darlegung der Schädlichkeit des Trunks. Das Gouvernementskuratorium hat zur Sprachenfrage noch um die Entscheidung des Finanzministeriums nachgesucht.
9. April. Der Minister des Innern überweist den Prozeß in Sachen der Ermordung des Ministers Sspjagin auf Grund der Verordnung über die Maßregeln zur Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung an ein Kriegsgericht unter Anwendung der zu Kriegszeiten geltenden Gesetze.
11. April. Der Minister der Volksaufklärung Generaladjutant Wannomski erhält wegen zerrütteter Gesundheit den erbetenen Abschied und zum Verweser des Ministeriums wird der Ministerkollege wirkf. Staatsrat Dr. der römischen Litteratur Gregor Eduardowitsch Saenger ernannt.

13. April. Im Alexander-Newski-Kloster in Petersburg wird der ehemalige Lutheraner Paul Sigismundowitsch Tiedböhl, früher Offizier im Ssemenowschen Leib-Garde-Regiment, zum orthodoxen Priester geweiht.
14. April. Der „Reg.-Anz.“ publizirt ein am 11. Februar Allerhöchst bestätigtes Reichsratsgutachten, durch das für Livland drei neue Aemter von jüngeren Kreischefsgehilfen geschaffen werden und der Kreispolizeietat um 30 Urjadniks vermehrt wird. Ferner erhalten die livländischen Kreisstädte eine kleine einmalige Entschädigung für die Miete von Haftlokalen.
15. April. Der Bizegouverneur von Kurland Alexander Valerianowitsch Murawjew stirbt plötzlich in Mitau am Herzschlage, 39 Jahre alt. Bizegouverneur von Kurland war er seit dem 20. Dezember 1894.
18. April. Nach Daten, die dem „Fell. Anz.“ vorliegen, wurden im Laufe der Jahre 1899 bis 1901 von den Volksschullehrern im Felliner Kreise theils auf ihre Bitte, theils gegen ihren Wunsch ihrer Stellungen enthoben 51 Schulmeister, von einer Stelle auf eine andere übergeführt 62; Neuanstellungen erfolgten in 69 Fällen. Die Zahl der Volksschulen im Felliner Kreise beträgt kaum mehr als 100; die Zahl der an ihnen thätigen Lehrer mit etat- und außeretatmäßigen Gehilfen mag sich auf 200 bis 250 belaufen.
20. April. Windau. Bei den Vorbereitungen zu den diesjährigen Stadtverordnetenwahlen stehen sich, wie aus einer Fehde, die sich in der „Düna-Ztg.“ abspielt, hervorgeht, zwei deutsche Parteien gegenüber, die sich schon früher bei den Wahlen für die Stadtvertretung bekämpft haben. Jede von den Parteien hat einen Anhang unter den lettischen Wählern und wird durch ein Comité vertreten, von denen sich das eine „Vereinigtes deutsch-lettisches Wahlkomité“, das andere „Lettisch-deutsches Wahlkomité“ nennt. Die Entscheidung zwischen beiden Parteien wird aufgeschoben, da der kurländische Gouverneur die auf den 25. April festgesetzten Wahlen auf unbestimmte Zeit vertagt.
20. April. Mit der zeitweiligen Erfüllung der Obliegenheiten eines Kollegen des Ministers der Volksaufklärung wird das Mitglied des Konseils des Ministeriums, Geheimrat Iwan Karlowitsch

Renard betraut, ein Mathematiker von Fach, der in verschiedenen Stellungen in den Ministerien der Wegekommunikationen und des Innern und in der Reichskanzlei gedient hatte, bis er 1892 Mitglied des Konseils des Ministeriums der Volksaufklärung wurde. Der bisherige Kollege des Ministers war der frühere Chef der Haupt-Gefängnisverwaltung Meschtschaninow.

20. April. Der „S w e t“ hat seine Aufmerksamkeit der estnischen und lettischen Presse zugewandt und sieht in dem angeblich bis zur Lächerlichkeit übertriebenen nationalen Dünkel derselben eine Gefahr für das unreife Publikum, für das diese Blätter schreiben. Sie entfachen die Volksleidenschaft und hegen gegen die Gutsbesitzer. Das einfache, wenig gebildete Volk, das „erst vor kurzer Zeit aus der Sklaverei befreit“ sei, werde mit Artikeln gefüttert, die gegen die russische Sprache und die russischen Gerichte aufreizen; der ungebildeten Jugend werde tagtäglich in Brandartikeln Haß und Mißachtung gegen die höheren Klassen eingeflößt. Bei der Urteilslosigkeit der großen Menge könne man sich darüber wundern, daß den estnischen und lettischen nationalen Zeitungen in kurzer Zeit gelungen sei, früher nicht gekannte Bestrebungen im Volke hervorzurufen. „Viele Leiter unserer Eingeborenen-Presse im baltischen Gebiet streben“ — heißt es wörtlich nach der Uebersetzung der „St. Pet. Btg.“ (Nr. 111) — „nach der Befriedigung ihrer Eigenliebe und sind aus eigennütziger Berechnung bestrebt, dort eine nationale Bewegung der Eingeborenen hervorzurufen, wo das Volk früher gar keine Absonderung von den Russen wünschte. Die estnischen und lettischen Blätter glänzen nicht durch Kultur und hohe Bildung, da ihre gewöhnlichen Mitarbeiter und Korrespondenten größtenteils Gemeindefreiber und Kanzleischreiber aus verschiedenen Regierungsinstitutionen sind, der Herkunft nach estnische und lettische Bauern, die sich von ihren ländlichen Verwandten getrennt, aber weder der russischen noch der deutschen intelligenten Gesellschaft angeschlossen haben. Und die estnischen und lettischen Blätter, die von Schriftstellern mit so zweifelhafter wissenschaftlicher Vorbildung geleitet werden, stellen nun ungehindert kreuz und quer Betrachtungen über die Geschichte, die Politik und die sozialen Fragen an, indem sie ihren Lesern solche Gedanken und Urteile einflößen, welche kein einziger Zensur in einem russischen Blatte durchlassen würde. Das Fehlen der Kritik und der Einwendungen, die Ueberzeugung, daß keine hochgestellte Persönlichkeit lesen wird, was irgend ein lettisches oder estnisches Blättchen schreibt, schafft diesen eine ganz exklusive, privilegierte Stellung. Unbehindert bringen sie in ihren Spalten solche Urteile, die der „Nowoje Wremja“, dem „Swet“, den „Nowosti“ und anderen Residenzblättern unbedingt eine strenge Strafe eintragen würden. . . . Bittere und gefährliche Früchte tragen solche Zeitungen wie der „Postimees“, der sehr durchsichtig darauf anspielt, daß das russische Volk dem kleinen Estenvolke seine Selbständigkeit nehme.

Es wäre interessant zu erfahren, wann das Estenvolk überhaupt selbstständig gewesen ist. „Die Verschmelzung kleiner Völker mit großen“ — ruft die Zeitung „Postimes“ aus — „wäre die größte Tyrannei, welche jemals in der Welt bestanden hat!“ Welch ein Stil, welche Ausdrücke! — eine genaue Kopie der finnländischen Blätter. Und wie kommt es, daß die estnischen und lettischen Blätter plötzlich begonnen haben, eine solche Sprache zu führen?!

Der „Swet“ sieht natürlich in diesem Artikel manches Tatsächliche durch die Brille des Chauvinismus in grotesker Verzerrung. Vor allem scheint er nicht zu wissen, wer insbesondere bei der nationalen Bewegung der Letten und Esten den gefährlichen Haß gegen die Gutsbesitzer genährt hat. Bei der Besprechung dieses Themas gelingt es dem „Rišk. Westn.“ die Wahrheit auf den Kopf zu stellen, indem er sagt: „Die deutschen Kreise haben diese Richtung gefördert und haben die Esten und Letten zu gemeinsamem Widerstande gegen alles Russische aufgerufen, bis der von ihnen großgezogene lettische und estnische Nationalismus sich gegen sie selbst gewandt hat.“

21. April. Die Säkularfeier der Eröffnung der Dorpater Universität wird in den Ostseeprovinzen und an allen größeren Städten des Reiches von den ehemaligen Jüngern der alma mater Dorpatensis begangen. In Reval, St. Petersburg, Charkow und Lodz werden Festkommerse gefeiert, in der Universitätsstadt selbst, sowie an den übrigen Orten tragen die Versammlungen einen privaten Charakter. In Berlin hatten sich 40 ehemalige Dorpater Studenten zusammengefunden. Ueber allen den Feiern steht das Motto: Was vergangen, kehrt nicht wieder, ging es aber leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück!
22. April. Der Posten eines vierten Kollegen des Finanzministers wird für den Chef der Hauptverwaltung der indirekten Steuern und des Kronsbrennweinverkaufs geschaffen und der Fürst Alexei Dm. Obolenski auf denselben ernannt.
23. April. Die 50. Wiederkehr des Todestages des russischen Dichters Schukowski wird, höherer Anordnung gemäß, wie der Todestag Gogols im Februar, feierlich begangen. Am Todestage selbst, den 12. April, konnte keine Feier stattfinden, da der Tag in diesem Jahr auf den Charfreitag fiel.
24. April. Nach dem „Rišk. Westn.“ hat das Ministerium der Volksaufklärung in diesem Jahr eine sehr bedeutende Summe, mehr als 40,000 Rbl. für die Eröffnung neuer Ministeriumsschulen im Rigaschen Lehrbezirk und zur Erhöhung des Kredits für den Unterhalt einiger schon bestehender Schulen dieses Typus ausgeworfen.

24. April. Der Verweser des Ministeriums der Volksaufklärung Saenger hält eine Ansprache beim Empfang der Beamten des Ministeriums. Er erklärt in derselben, daß der von seinem Vorgänger mit Allerhöchster Genehmigung vom 11. Juni 1901 probeweise auf ein Jahr eingeführte neue Stundenplan für die unteren Klassen der Mittelschulen im Juni seine Gültigkeit verlieren und das frühere Programm wieder in Kraft treten müsse. Da die völlige Rückkehr zu dem früheren Zustand nicht angängig sei, ein definitives neues Programm sich aber in der kurzen Zeit bis zum Beginn des Schuljahres im August nicht feststellen lasse, so ergebe sich die Notwendigkeit eines neuen Provisoriums für das bevorstehende Jahr. Die Ausarbeitung desselben werde er mit Allerhöchster Genehmigung einer Kommission übertragen, die aus je einem Gymnasial- und Realschuldirektor aus jedem Lehrbezirk bestehen wird. Die Pläne der Kommission werden vom Gelehrten Komitee und vom Konseil des Ministers geprüft werden, wegen der Kürze der Zeit aber nicht mehr dem Reichsrat, sondern unmittelbar dem Kaiser unterbreitet werden.

In Anlaß dieser Rede wird die Frage der Reform der Mittelschulen in der russischen Presse wieder eifrig ventilirt. Die „Biesh. Wedemosti“ behaupten, daß eine völlige Verwerfung der Reformprojekte Wannowstis bevorstehe. Die Moskauer „Russkija Wed.“ halten dagegen eine Rückkehr zum Klassizismus kaum mehr für möglich. Man könne natürlich voraussetzen, daß der hervorragende Vertreter der klassischen Philologie in Rußland, der jetzt an die Spitze des Unterrichtswesens gestellt ist, dem auszuarbeitenden Projekt gewisse Aenderungen zu Gunsten der alten Sprachen aneignen wird, doch das wären dann nur Details, die Gesamtrichtung sei schon zu weit in der Praxis vorgebrungen, als daß ein scharfer Wechsel ins Gegenteil möglich wäre.

25. April. Der Chef der Oberpreßverwaltung wirkl. Staatsrat Fürst Schachowfkoj wird zum Gliede des Konseils des Ministers des Innern ernannt; an die Spitze der Oberpreßverwaltung tritt am 9. Mai der Senateur Swerew, früher Professor der Rechte und Rektor der Universität Moskau, dann eine Zeit lang bis 1901 Kollege des Ministers der Volksaufklärung.

27. April. Walk. Die mit Ausnahme von ein paar Russen aus Letten und Esten bestehende Stadtverordnetenversammlung

wählt auf die Empfehlung des Stadthaupts Märtson den früheren Stadtsekretär Rechtsanwalt D. Raue mit 15 gegen 11 Stimmen wieder zum Stadtsekretär. Der Gegenkandidat D. Samuel unterlag mit 13 gegen 13 Stimmen. Rechtsanwalt Raue erklärte sich bereit, aus Patriotismus die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen.

Die Wahl eines Deutschen zum Stadtsekretär ist auf die bereits gelegentlich der Wahlen zu Tage getretene maßvollere politische Haltung der Esten zurückzuführen. Der thörichte Radikalismus der Letten zeigt sich in seiner ganzen Größe bei dem Stadtverordneten Dr. Graubing, der die vom Stadthaupt vorgeschlagene Kandidatenliste für die Immobilien-Tagationskommission bemängelte, weil „unter den Proponirten sich einige befinden, die zum alten Bestande gehören.“

27. April. Der Direktor des Instituts für Experimentalmedizin Lufjanow wird zum Kollegen des Ministers der Volksaufklärung ernannt.
28. April. St. Petersburg. Unter Vorsitz des Generaladjutanten D. v. Richter findet die Generalversammlung der Mitglieder der Unterstützungskasse für die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Rußland statt. Nach dem Rechenschaftsbericht für 1901 sind die Kollektbeiträge gegen das Vorjahr von 72,689 Rbl. auf 77,116 Rbl. gestiegen, die Gesamteinnahmen, einschließlich der Gaben zu bestimmten Zwecken, betragen 162,846 Rbl., die Ausgaben 121,675 Rbl., darunter 55,420 Rbl. für den Unterhalt und für Fahrgebelter der Prediger und Kirchenbeamten.
29. April. Das durch das Gesetz von 1895 gebildete Wegebaukapital für Kurland hat die Höhe von 915,000 Rbl. erreicht. In den letzten Jahren wird für die Verbesserung und Anlage von Wegen in Kurland viel gethan. Am 29. April beginnen in Mitau Torge für die Stellung von Material zu Wegebauten für die Summe von 487,000 Rbl.
1. Mai. Mitau. Der Polizeimeister trägt den Polizeichargen auf, streng darauf zu achten, daß die Studirenden der Jurjewschen Universität und des Rigaschen Polytechnikums in Mitau keine Farbenmützen und Farbenbänder tragen, und beruft sich dabei auf ein Zirkulär des kurländ. Gouverneurs vom 28. August 1901 sub Nr. 5979. — Den Studirenden des Rigaschen Polytechnikums ist das Farbentragen als Ersatz der Uniform von ihrer Obrigkeit gestattet worden.
2. Mai. Libau. In der ersten Sitzung der neuen Stadtverordnetenversammlung erscheint der kurländische Gouverneur Eswerbesev

und hält eine Ansprache, in der er die Stadtverordneten auf die Bedeutung des von ihnen abzulegenden Eides hinweist, dann aber es als ein „persönliches herzliches Bedürfnis“ und als eine aus der ihm Allerhöchst anvertrauten Fürsorge für die Stadt resultierende Pflicht bezeichnet, der bisherigen Libauschen Stadtverwaltung zu gedenken. Er sage der früheren Stadtverordnetenversammlung seinen herzlichen Dank dafür, daß sie in den 10 Jahren seiner Amtsthätigkeit „allmählich erkannte, daß ich nicht mit dem Zwecke, meine Rechte auszunutzen, der Stadtverordnetenversammlung andere Gesichtspunkte für ihre Beschlüsse gewiesen habe“, sondern zum Wohle der Stadt. Seine Hinweise seien daher von den Stadtverordneten verständlich angenommen worden und er habe von ihrer Seite stets völlige Mitwirkung erfahren. Der Gouverneur bittet zum Schluß auf das Herzlichste, bei den bevorstehenden Wahlen für das Stadtamt „von jeglichem konfessionellen und nationalen Hader abzustehen“, da sie alle gleicherweise Diener des russischen Monarchen seien und alle ein einiges Ziel haben müßten: treuen Dienst für Seine Majestät den Kaiser und die Heimat.

2. Mai. Reval. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt auf einer außerordentlichen Sitzung für die am 6. Mai eventuell zu erwartende Durchreise des Präsidenten der Französischen Republik Loubet dem Stadtamt einen Kredit von 3500 Rbl. zu einem würdigen Empfang anzuweisen. Da die Eisverhältnisse im finnischen Meerbusen sich bessern, können die französischen Fahrzeuge sich aber direkt nach Kronstadt begeben.
3. Mai. Der am 26. April vom Kriegsgericht des St. Petersburger Militärbezirks zum Tode verurteilte Mörder des Ministers Sijjagin, Sjelepan Balmaschow, wird durch den Strang hingerichtet.
5. Mai. Auf den Gouverneur von Wilna Generallieutenant Victor von Wahl wird abends beim Verlassen des Zirkus ein Attentat verübt. Der Gouverneur wird durch zwei Schüsse am Arm und rechten Bein leicht verwundet. Der Attentäter — ein Hebräer Bedert (Lefuch) — wird am 28. Mai nach dem Spruch des Kriegsgerichts durch den Strang hingerichtet.
5. Mai. In Moskau wird der neuernannte evangelisch-lutherische Generalsuperintendent des Moskauer Konsistorialbezirks Alexander Fehrmann in der Petri-Pauli-Kirche introduziert.

9. Mai. Der „Reg.-Anz.“ publizirt die Bestätigung des zum Direktor des Rigaschen Polytechnikums gewählten Professors Staatsrats Dr. chem. Walden in diesem Amt auf vier Jahre, gerechnet vom 15. April c.
9. Mai. Die Ernennung des stellv. Procureurs der Charkower Gerichtspalate Kollegienrats Lopuchin zum stellv. Direktor des Polizeidepartements, an Stelle des zum Senateur ernannten wirkl. Staatsrats Swoljanski, wird publizirt.
10. Mai. Libau. Zum Stadthaupt wird A. Zink gewählt mit 35 Stimmen gegen 19, die für das frühere Stadthaupt Hermann Adolphi abgegeben werden. A. Zink entstammt einer Moskauer Kaufmannsfamilie und war längere Zeit Betriebschef der Libau-Romnyer Bahn in Libau, in der letzten Zeit auch Stadtrat.
10. Mai. Durch einen Allerhöchsten Ukas werden zur Entschädigung der von den aufständischen Bauern in den Kreisen Konstantinograd, Pottawa, Walki und Bogoduchow der Gouvernements Pottawa und Charkow ausgeplünderten Landbesitzer 800,000 Rubl. aus der Reichsrentei angewiesen. Zur Wiedererstattung dieser Summe wird den Bauer Gemeinden, deren Glieder an den Unordnungen teilgenommen haben, eine Ergänzungs-Kfahsteuer auferlegt, deren jährlicher Betrag ebenso wie die Höhe der Entschädigungen im Einzelnen von besonderen Lokalkommissionen zu bestimmen ist.
12. Mai. Das Statut eines Deselschen estnischen landwirtschaftlichen Vereins ist, der „Saarlane“ zufolge, von der Gouvernementsverwaltung unbestätigt zurückgekommen, mit der Erklärung, daß selbiges nach ministerieller Vorschrift vom Normalstatut nicht abweichen dürfe. Die Abweichung bestand darin, daß das vorgestellte Statut statt der russischen Sprache die estnische als innere Korrespondenzsprache angegeben hatte.
13. Mai. Riga. Stadtverordnetenversammlung. Der vom Finanzministerium in einigen Punkten nicht wesentlich abgeänderte, von dem Stadtamt vorgelegte Entwurf für die Statuten einer Stadt-Handelschule, die zum Ressort des Finanzministeriums gehören und im Herbst eröffnet werden soll, wird angenommen. — Gegen die Vorschrift des livl. Gouverneurs, den Zivilbeamten, die eine offene Ordre von ihm vorweisen können, Schießpferde gegen die vorschriftmäßigen Progon-gelder von 3 Kop. pro Pferd und Werst zu stellen, wird beschlossen, beim Dirigirenden Senat Beschwerde zu führen,

da nach Punkt 3 des Art. 34 und Punkt 2 des Art. 125 des Ustaw für die Landespräsidenten (Ausg. von 1899) das betr. Fuhrwerk aus den Landespräsidenten und nicht von der Stadt gestellt werden muß. — Erweiterungs- und Umbauten am Stadtfrankenhanse für 259,000 Rbl. werden beschlossen.

15. Mai. Der über die Absichten der Lehrbezirksverwaltung meist gut unterrichtete „Rišk. Westn.“ bringt die Meldung, daß in Zukunft Ministeriumsschulen auf dem Lande dort eröffnet werden sollen, wo es nach dem Ermessen der Unterrichtsobrigkeit notwendig erscheint. Bisher wurden Ministeriumsschulen im Rigaschen Lehrbezirk nur auf den Wunsch der betr. Bauergemeinden eröffnet. Die Verbreitung der Schulen soll aber nach diesem Modus zu langsam vor sich gehen und dazu sollen die Proteste von Gliedern der Gemeindeausschüsse und der Gemeinden, „die sich in Abhängigkeit von Personen einer gewissen Art, die ihrerseits auf alle Weise die Ausbreitung von Schulen des in Frage stehenden Typus aufzuhalten suchen, befinden“, eine gar keinen Nutzen bringende Korrespondenz hervorrufen.

Gleichzeitig teilt der „Rišk. Westn.“ mit, daß im August in Livland 7 Ministeriumsschulen eröffnet werden sollen und zwar in Moiseküll, Wottigfer, Staelenshof, Tignit, Keritenshof, Wastemois und Wolmarshof. — Ueber Wastemois berichtete das estnische Blatt „Teataja“, daß die anfänglich von der Gemeinde gewünschte Ministeriumsschule auf ihr nachträglich wiederholt höheren Orts vorgebrachtes Gesuch nicht gebaut werden wird.

15. Mai. Auf den allerunterthänigsten Vortrag des Justizministers unter Zustimmung des Ministers des Innern wird der ehemalige Desjelsche Bauerkommissar und Kreischef Kassakki Allergnädigst von Seiner Majestät dem Kaiser von der Verbüßung der über ihn verhängten Strafe von 1½ Jahren Arrestantenkompagnie befreit und sofort in Freiheit gesetzt (vgl. S. 31 ff.).
15. Mai. In dem in der „Rig. Sparchialzeitung“ veröffentlichten Jahresbericht der Peter-Paul-Bratstwo wird von einer umfangreichen Remonte an der Dubbelnschen orthodoxen Kirche berichtet, die gegen 1000 Rbl. gekostet hat. Alle Kosten hat der Dubbelnsche Polizeimeister Baron Alfred Viktorowitsch Mirbach auf sich genommen und gegen 400 Rbl. aus eigenen

Mitteln beige-steuert, den Rest bei Strandgästen gesammelt. Dieses Interesse des Barons Mirbach, eines Lutheraners seinem Bekenntnisse nach, für die Dubbelnsche Kirche bewog — sagt die Sparchialzeitung — den Konseil der Brüderschaft beim hochwürdigen Agathangel darum nachzusuchen, ihm die erzhirtliche Dankbarkeit auszudrücken, was auch erfolgt ist.

15. Mai. Zum Bau einer estnischen orthodoxen Kirche und eines Hauses für ihre religiös-aufklärenden Institutionen in St. Petersburg erläßt die St. Petersburger orthodoxe estnische Bratstwo vom Namen des Märtyrers Priester Isidor von Jurjew einen Aufruf mit der Bitte um Geldspenden, den die „Rig. Sparch.=Ztg.“ ebenfalls abdruckt. Es heißt darin:

„Nicht weit von Petersburg nach Westen, hinter der Narowa und dem Peipus, leben die uralten Siedler des jetzigen Estländischen und Livländischen Gouvernements — die Esten. Vor 700 Jahren kamen die Deutschen zu ihnen, und unter dem Vorwand, sie mit dem Christentum zu erleuchten, unterwarfen sie das Gebiet mit Feuer und Schwert. Unter dem deutschen Joch stöhnte das Volk 600 Jahre in Knechtschaft. Erst seit der Zeit der Unterwerfung des Gebiets durch Kaiser Peter I. begann das Loos der unglücklichen Sklaven leichter zu werden. Kaiser Alexander der Gefegnete gab ihnen die persönliche Freiheit, unter Kaiser Nikolai I. drang darauf das Licht der Prawoslawije hierher. Ungeachtet der gewaltigsten Anstrengungen der Deutschen war es nach dem Willen der Vorsehung nicht beschieden, die Leuchte der Prawoslawije hier zu verlöschen, aber — mein Gott — in welcher Armllichkeit leuchtete sie und leuchtet sie teilweise noch jetzt, da die Neubekehrten fast durchgängig arme, landlose Lostreiber waren. Aber auch in dem ärmlichen Gewand lernten sie den heiligen orthodoxen Glauben schätzen, lernten sie seinen wunderbaren, in der ihnen bekannten estnischen Sprache gelebrten Gottesdienst lieben, und sind froh, daß sie den wahren Glauben haben, denselben, durch den unser Allerfrömmster Herrscher und das russische Volk gerettet werden.

Die Landlosigkeit und Not treibt die Esten in Scharen zur Aus-siedelung in die benachbarten Gouvernements, ja auch in entfernte Gegenden. Einige Zehntausend Ausgewanderte leben auch in Petersburg, aber der größte Teil von ihnen bleibt hier wie überall bisher noch beim Luthertum. Die Lutheraner in Petersburg haben sich schon vor 46 Jahren mit ihrer Kirche und Pastoren, mit einer Schule, einem Asyl, einem Wohlthätigkeitsverein versorgt. Und es wußten von dieser Kirche alle Esten, und Lutheraner und Orthodoxe hielten sich zu ihr wie zu einem Leuchtturm. Es war schwer, die Orthodoxen deswegen anzuklagen: ohne Kenntniß der russischen Sprache, irrend in der fremden Stadt, gingen sie in die [lutherische] Kirche, um Rat, um Auskünfte zu holen, und da sie einen ihnen verständlichen Gottesdienst nicht hatten, — auch um zu beten. Und siehe — anstatt

daß die zur hl. Kirche neu bekehrten Kinder in der orthodoxen Hauptstadt im Glauben befestigt worden wären, wichen sie von ihm ab, verloren sich. . . ." Diese Gefahren für die orthodoxen Esten in Petersburg hätten den weiland Metropolit Palladius zur Bildung einer estnischen Gemeinde veranlaßt, die aber bis jetzt im Kellergeschoß der Kirche des Erzengels Michael untergebracht sei. „Es ist schwer für den estnischen Auswanderer hier die Größe und Macht der Prawosslawije in der Residenz zu erfassen, namentlich wenn er auf die nicht ferne sich erhebende lutherische estnische Kirche blickt. Darum ist der Bau einer estnischen orthodoxen Kirche in Petersburg nicht nur eine Sache des Bedürfnisses, sondern eine Sache der Ehre und der Größe des orthodoxen Glaubens, besonders wenn wir daran denken, daß in Petersburg eine Menge von Esten sich aufhält und die Vermlichkeit des orthodoxen Kirchspiels ihres Volkes und seiner Institutionen (z. B. der Schule) in der Residenz in ihrem Herzen großen Kummer hervorruft. Dagegen, welche Freude würde es sein, welche Aufmunterung könnten sie in ihr zum größten Teil noch lutherisches Gebiet tragen, wenn sie hier, so nahe am Kaiserthron, einen schön eingerichteten Tempel für ihr Volk sähen, eine Schule zum Unterricht ihrer Kinder in der russischen Sprache und der Prawosslawije und Andern, was so nötig ist zu ihrer Befestigung in dem erst vor Kurzem angenommenen und sich immer mehr unter ihnen ausbreitenden orthodoxen Glauben!“ . . . — Unterzeichnet ist dieser Aufruf vom Vorsitzenden der Bratswo, Bischof Konstantin von Odow.

16. Mai. Jurjew (Dorpat). Die Stadtverordnetenversammlung verhandelt auf Ersuchen des Gouverneurs über die eventuelle Uebernahme der Kosten für eine bedeutende Verstärkung der Stadtpolizei, die der Polizeimeister in einem Rapport an den Gouverneur als erforderlich hinstellt und der letztere für dringend notwendig erachtet.

Nach dem Rapport des Polizeimeisters zählt die Stadt ohne das Militär ca. 50,000 Einwohner und nimmt ein Gebiet von  $5\frac{1}{2}$  Quadratwerst mit 99 Straßen in einer Ausdehnung von 52 Werst ein. Durch den Handelsverkehr und durch die höheren Lehranstalten der Stadt werden eine Menge Menschen zu dauerndem oder vorübergehendem Aufenthalt hierher gezogen, darunter eine Masse verbrecherischer Elemente, deren Zunahme sich namentlich nach Aufhebung der administrativen Verschickung lasterhafter Gemeindeglieder nach Sibirien bemerkbar gemacht hat. Die Zahl der unter polizeilicher Aufsicht Stehenden beträgt 155, heimlich sind 47 zu überwachen. Diese Zahlen sind im Vergleich zu früheren Jahren stetig gestiegen.

Der Bestand der Polizei: 3 Stadtteilspristawe, 3 Gehilfen, 9 Revieraufseher, 52 Gorodowois und 11 Polizeidiener, genügt in keiner Hinsicht den Anforderungen, zumal da die Polizeibeamten außer für die Wahrung der öffentlichen Ordnung als Boten und Zeugen bei den

Gerichten und bei einer ganzen Reihe anderer öffentlicher Verpflichtungen in Anspruch genommen werden.

Besonders notwendig aber ist die Vermehrung der Polizei, wenn man berücksichtigt, daß in letzter Zeit der gewöhnliche Lauf des städtischen Lebens häufig und andauernd gestört wird, dank den besonderen, äußerst betrübenden Erscheinungen im Leben der höheren Lehranstalten, deren Zöglinge sich hier auf ca. 2000 belaufen; daß dabei die ganze Aufmerksamkeit und alle Polizeikräfte zum Schaden der Interessen der übrigen Einwohner und des ganzen Polizeidienstes auf diese Anstalten und ihre Zöglinge konzentriert werden, und zeitweilig die Ortspolizei sogar durch Polizeimannschaften der Gouvernementsstadt verstärkt werden mußte.

Der Polizeimeister fordert eine Vermehrung des Stats um drei Revieraufseher, 65 Gorodowois und 5 Polizeidiener.

Auf Antrag des Stadtamts beschließt die Stadtverordnetenversammlung in der Antwort an den Gouverneur zunächst darauf hinzuweisen, daß 1888 die Zahl der Gorodowois auf 25 festgesetzt, 1891 aber schon auf 40 und 1895 auf 52 erhöht wurde, wobei die Gagirung der 12 Ergänzungsgorodowois in Anbetracht der äußerst schwierigen Finanzlage der Stadt von der Krone übernommen wurde. Die gegenwärtig projektierte Vermehrung des Polizeietats erscheint der Stadtverwaltung unverhältnißmäßig stark im Verhältnis zu der in der Volkszählung vom Jahre 1897 ermittelten Einwohnerzahl von 42,421 Seelen und nicht hervorgerufen durch die Bedürfnisse des gewöhnlichen städtischen Lebens, das ziemlich still ohne besondere Störungen dahinfließt, sondern verursacht durch die traurigen, in letzter Zeit im ganzen Reiche im Leben der höheren Lehranstalten zu Tage getretenen Erscheinungen, auf die auch der Polizeimeister in seinem Rapport hinweist. Die für die Polizeivermehrung erforderliche Summe von 21,740 Rbl. ist die Stadt nicht im Stande aus städtischen Mitteln zu decken, da der dadurch auf 60,000 Rbl. gesteigerte Aufwand für die Polizei fast ein Drittel des Ausgabenbudgets ausmachen würde. Der Gouverneur wird daher gebeten, darum nachzusuchen, daß die Krone die Kosten für jede Verstärkung der Stadtpolizei, welcher Art sie auch sei, auf sich nehme. („Nordl. Ztg.“)

18. Mai. Riga. Der orthodoxe Nonnenkonwikt in Riga soll in ein neugeschaffenes Troize-Sergijewer Nonnenkloster umgewandelt werden. Zur feierlichen Eröffnung desselben treffen

der Gehilfe des Oberprokureurs des hl. Synods W. R. Sabler und der Präsident der baltischen Bratstvo Galkin=Brasskoi ein. Die wunderthätigen Bilder der Muttergottes zu Rüchitz und Jakobstadt werden ins Konvikt geschafft. Da aber der Bischof Agathangel tags zuvor nach Petersburg abreist, muß die Einweihung bis zum Herbst verschoben werden.

19. Mai. Auf das Gesuch des Grafen E. Ungern=Sternberg erfolgt nach dem Vortrag des Finanzministers ein Allerhöchster Befehl, im Jahre 1903 mit dem Bau einer Bahn von der Station Regel der Baltischen Bahn bis zur Stadt Hapsal zu beginnen, unter der Voraussetzung, daß die Trassierungsarbeiten im Jahre 1902 vorgenommen werden und die vom Grafen Ungern=Sternberg in Aussicht gestellte kostenfreie Ueberlassung des zum Bahnbau nötigen Landes sich verwirklicht.

20. Mai. Der deliberirende Adelskonvent der livländischen Ritterschaft tritt im Ritterhause zu Riga zusammen.

„ „ Im Walfschen Kreise hat die Verschmelzung kleinerer Gemeinden zu größeren, wie der „Balt. Westn.“ konstatirt, sehr schnelle Fortschritte gemacht. Im Jahre 1897 gab es im Walfschen Kreise noch 65 Gemeinden, während gegenwärtig ihre Zahl auf 48 gesunken ist. Im Laufe von fünf Jahren haben somit 17 Gemeinden ihre Selbständigkeit eingebüßt. Die Zahl der Gemeindeggerichte ist noch kleiner, da mehrere Gemeinden nur ihre eigene Verwaltung behalten, sich hinsichtlich der Gerichte aber mit anderen Gemeinden vereinigt haben.

22. Mai. Die „Kurl. Gov.-Ztg.“ veröffentlicht in Nr. 41 einen Ukas aus dem Dirigirenden Senat vom 27. April 1902 über die Anstellung der Gemeindeggerichte in Kurland. Der Ukas lautet:

Auf Befehl Seiner Kaiserlichen Majestät hörte der Dirigirende Senat: 1) die Akte, vorgestellt vom kurländischen Gouverneur bei seinem Rapport vom 23. Mai 1900 sub Nr. 3029 in Folge der Beschwerde der bevollmächtigten Bauern der Gemeinde Niederbartau Peter Schkubur und Zahn Sapat über die Zirkularverfügung des kurländischen Gouverneurs vom 28. April 1899, die die Ordnung für die Wahl von Gemeindeggerichten und die Bestimmung ihrer Gage festsetzt, und 2) ein schriftliches Gutachten des Ministers des Innern zu dieser Sache, enthalten im Rap-

port vom 5. September 1901 sub Nr. 17,113, und befahl: nach Durchsicht der Umstände vorliegender Sache findet der Dirigirende Senat, daß zum Anlaß für die Emanirung des Zirkulärs vom 28. April 1899 durch den kurländischen Gouverneur die Abwesenheit von Hinweisen auf eine zeitliche Beschränkung bei der Wahl oder Ernennung von Gemeindefschreibern sowohl in dem Geseß vom 19. Febr. 1866 über die Gemeindeverwaltungen in den Ostseegouvernements als auch in der übrigen die bäuerliche Kommunalverwaltung in den Ostseegouvernements berührenden Geseßgebung diente, weshalb der kurländische Gouverneur für notwendig erachtete, den Bauerkommisaren zu erläutern, daß ein einmal gewählter oder ernannter Schreiber die ihm auferlegten Pflichten forterfüllt bis zu seiner Entlassung nach gesetzlicher Ordnung, wobei im selben Zirkulär erklärt wurde, „daß von jetzt ab die Gemeindefschreiber ohne Bestimmung eines Termins für ihren Dienst gewählt werden und daß die dieses Amt jetzt bekleidenden Personen als neugewählt betrachtet werden müssen nach Ablauf der Kontrakte, die von ihnen mit den Gemeinden über die Entschädigung für ihre Arbeit geschlossen wurden, zu deren Erneuerung die Gemeinden und Schreiber ihrerzeit zu schreiten haben.“ In Rücksicht darauf, daß die Zirkulärverfügung des kurländischen Gouverneurs nach der Ordnung des Art. 6 der Regeln vom 17. April 1893 über die Gouvernementsbehörden für bäuerliche Angelegenheiten erfolgt ist, findet der Dirigirende Senat, daß sie kraft dieses Artikels und auf Grundlage des Art 9 p. H der genannten Regeln in Kraft belassen werden muß, und deshalb verfügt der Dirigirende Senat gemäß dem Gutachten des Ministers des Innern: die Beschwerde Schkuburs und Sapats ohne Folgen zu lassen.

Die „Rig. Rdsch.“ bemerkt dazu: „Somit ist diese Frage, die auch in Livland ganz müßiger Weise im Sinne einer periodischen Wiederwahl der Gemeindefschreiber angeregt worden war, vom höchsten Verwaltungsgerichtshofe in dem Sinne entschieden worden, der Jahrzehnte hindurch als der richtige gegolten hatte, bis einige Neuerer auf die Idee verfielen, die periodische Wiederwahl wäre geeignet, die Gemeindefschreiber in eine ihnen erwünschte größere Abhängigkeit zu versetzen.“

27. Mai. Der Minister des Innern erteilt der Zeitung „Graßhdanin“ in der Person des Redakteurs und Herausgebers Fürsten Meschtscherski die erste Verwarnung, weil der Autor der sog. „Tagebuchblätter“ dieser Zeitung sich scharfe Kritiken über höchste Würdenträger der Gouvernementsverwaltung erlaubt und dabei die gehörige Achtung vor diesen Regierungsvertretern vergißt.
28. Mai. Friedrichstadt. Die neue Stadtverordnetenversammlung wählt an Stelle des bisherigen langjährigen Stadthaupts Dr. A. Bienemann, für den 3 Stimmen abgegeben werden, mit 21 gegen 18 Stimmen J. Pfluhme zum Stadthaupt. Der kurländische Gouverneur versagt dieser Wahl die Bestätigung.

Briefe und Beiträge sind zu richten an die Redaktion der „Baltischen Monatschrift“ in Riga, große Jakobstraße 30.

---

## I n h a l t.

---

	Seite.
Das erste Jahrzehnt der Universität Dorpat. Aus den Memoiren des Professors J. W. Krause. (Schluß). . . . .	81
Die sittliche und soziale Bedeutung des modernen Bildungsstrebens. Von Prof. Dr. Adolf Harnack . . . . .	104
Tagebuchblätter von Karl Gotthard Graf aus der Zeit der Züricher Staats- umwälzung 1798. Mitgeteilt von Dr. Friedr. Bienemann jun. . . . .	127
Die Bedeutung der altkirchlichen Lehr- streitigkeiten. Ein Vortrag von Mag. Alex. Berendts. . . . .	165
Litterarisches (Aus Bismarcks Briefwechsel. — Jastrow und Winter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen. — Türck, Der geniale Mensch. — Schmitthener, Neue Novellen. — Grunow, Vom Wege. — Stellanus, Blau und Weiß. — Kurz, Genesung. — Frenssen, Dorfpredigten. — Frommel, Segen und Trost. — Burckhardt, Die Auferstehung des Herrn.) . .	180
* * *	
Baltische Chronik. Vom 25. März bis zum 28. Mai 1902. Redigirt von G. B.	

---

**Nachdruck verboten.**

---

---

Herausgeber und Redakteur A. v. Eideböhl.  
Дозволено цензурою. — Рига, 29 Августа 1902.  
Druckerei der „Baltischen Monatschrift“, Riga.

PL 51 24, 8/9

Die Gesellschaft der Landwirthe

# „Selbsthilfe“

Riga, Ballstraße 2

empfiehlt ihr reichhaltiges

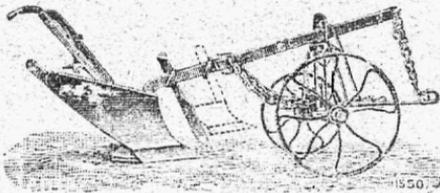
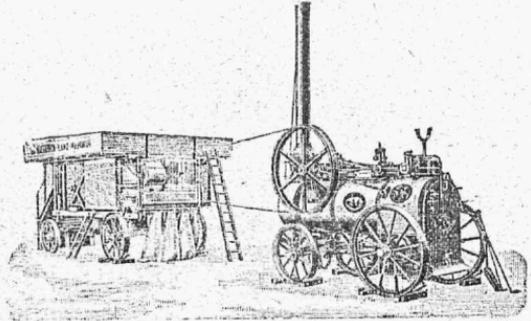
**Waarenlager für alle Bedürfnisse der Landwirthschaft,**  
im Speziellen:

**Maschinen**

und

**Ackergeräthe.**

Locomobilen u. Dreschmaschinen,  
Gras- u. Getreidemäher, Garben-  
binder,  
Sämaschinen u. Düngerstreuer,  
Pferderechen, Puzmaschinen,  
Hackmaschinen, Waagen,  
Treibriemen 2c. 2c.



Pflüge, Cultivatoren, Wieseneggen,  
Zickzackeggen, Federeggen, Walzen,  
Pferdeschaukeln 2c. 2c.

**Düngemittel.**

Superphosphat  
Knochenmehl  
Thomasmehl  
Kainit u. a. Kalisalze  
Chilisaipeter  
Schwefelsaures Ammoniak.

**Kraftfuttermittel.**

Cocokuchen  
Sonnenblumkuchen  
Sesamkuchen  
Hanf- u. Leinkuchen  
Trockentreiber  
Weizenkleie u. Malzkeime.

**Klee- und Grassaaten.**

**Molkerei-Maschinen und -Utenfilien.**

**Perfect-Centrifugen**  
von Burmeister & Wain.

Buttermaschinen, Butterknetzer,  
Aufrahmgefäße aus Stahlblech  
2c. 2c.

**Einrichtung von Radiator-Meierereien.**

Butter-Export nach England.

